

Gedenkveranstaltungen für die  
Opfer des Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2008,  
26. Januar 2009 und 27. Januar 2010  
und aus Anlass des 70. Jahrestages  
der Reichspogromnacht  
am 10. November 2008



HESSISCHER  
LANDTAG



# Schriften des Hessischen Landtags

Heft 8

## Schriften des Hessischen Landtags

- Heft 1 Bioethik-Symposium des Hessischen Landtags am 17. November 2001  
Wiesbaden 2002
- Heft 2 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 27.01.2004 im Plenarsaal des Hessischen Landtags  
Wiesbaden 2006
- Heft 3 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 27.01.2005 im Stadtverordnetensaal des Wiesbadener Rathauses  
Wiesbaden 2006
- Heft 4 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 26.01.2006 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2006
- Heft 5 Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus am 27.01.2007 im Ständehaus Kassel  
Wiesbaden 2008
- Heft 6 Symposium „Schutz des Lebens und Selbstbestimmung am Lebensende“ am 12. März 2007 im Hessischen Landtag  
Wiesbaden 2008
- Heft 7 Festveranstaltung des Hessischen Landtags zum 60-jährigen Jubiläum des Unterausschusses Justizvollzug am 11. Mai 2007 in der Justizvollzugsanstalt Rockenberg  
Wiesbaden 2008

Gedenkveranstaltungen für die  
Opfer des Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2008,  
26. Januar 2009 und 27. Januar 2010  
und aus Anlass des 70. Jahrestages  
der Reichspogromnacht  
am 10. November 2008

## Impressum

Herausgegeben von Norbert Kartmann,  
Präsident des Hessischen Landtags

Redaktion: Hubert Müller, Susanne Baier

Herstellung: Werbedruck GmbH Horst Schreckhase, Spangenberg

ISBN: 978-3-923150-37-3

© 2010 Hessischer Landtag, Wiesbaden, Schlossplatz 1–3

## **Inhalt:**

Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2008 im Staatstheater Wiesbaden

### **Begrüßung**

**Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags* ..... 13

### **Lesungen**

**Martin Doerry**

*Mein verwundetes Herz – Das Leben der Lilli Jahn 1900 – 1944* ..... 17

**Anna Mettbach/Josef Behringer**

*Wer wird die nächste sein?* ..... 30

**Jorge Semprún**

*Die große Reise*..... 34

### **Ansprache**

**Stefan Grüttner**

*Staatsminister*..... 39

Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus  
am 26. Januar 2009 im Zentrum für Soziale Psychiatrie, Am  
Mönchberg, Hadamar

### **Begrüßung**

**Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags* ..... 45

## **Ansprache**

**Dr. Georg Lilienthal**

*Leiter der Gedenkstätte* ..... 49

## **Gedenkrede**

**Ernst Klee**

*Journalist und Schriftsteller* ..... 52

## **Ansprache**

**Lucia Puttrich**

*Präsidentin des Hessischen Städte- und Gemeindebundes* ..... 63

Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2010

## **Begrüßung**

**Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags* ..... 69

## **Grußwort**

**Roland Koch**

*Hessischer Ministerpräsident* ..... 72

## **Gedenkrede**

**Professor Dr. Harald Müller**

*Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung* ..... 75



Gedenkveranstaltung aus Anlass des 70. Jahrestages der Reichspogromnacht 1938 am 10. November 2008

**Begrüßung**

**Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags* ..... 89

**Grußworte**

**Moritz Neumann**

*Vorsitzender des Landesverbands  
Jüdischer Gemeinden in Hessen*..... 92

**Roland Koch**

*Ministerpräsident* ..... 95

**Ansprache**

**Ruth Wagner**

*Vizepräsidentin des Hessischen Landtags a. D.,  
Staatsministerin a. D.* ..... 98



Gedenkveranstaltung für die Opfer  
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2008  
im Staatstheater Wiesbaden



## **Begrüßung**

### **Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags*

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
Herr Staatsminister Grüttner,  
sehr geehrter Herr Neumann,  
sehr geehrter Herr Strauß,  
sehr geehrte Repräsentanten der christlichen Kirchen,  
sehr geehrte Vertreter der Stadt Wiesbaden,  
sehr geehrter Herr Bauscher für das Staatstheater Wiesbaden,  
hochverehrte Ehrengäste,  
meine Damen und Herren,

ich begrüße Sie zur diesjährigen Gedenkstunde für die Opfer des Holocaust, die wir nun schon seit mehreren Jahren an diesem Tag, am 27. Januar, durchführen. Besonders willkommen heißen möchte ich die Zeitzeugin, Frau Anna Mettbach – herzlich willkommen; dass Sie heute hier sind, freut mich sehr. Und ich begrüße den Hauptredner der Gedenkstunde des vergangenen Jahres in Kassel, Herrn Prof. Arno Lustiger. Aus dem Buch von Anna Mettbach „Wer wird die nächste sein?“ werden gleich einige Stellen zur Lesung kommen.

Aus gutem Grund steht dieser Tag, an dem 1945 das Konzentrationslager Auschwitz befreit wurde, doch wie ein ehernes Mahnmal in der Zeittafel deutscher und europäischer Geschichte, ein unauslöschliches Mahnmal gegen Brutalität und Unmenschlichkeit, gegen Unterdrückung und Verfolgung und gegen Völkermord.

Wenn wir uns entschlossen haben, die diesjährige Gedenkstunde auch an einem Tag zu begehen, an dem die Bürgerinnen und Bürger unseres Landes zu den Wahlurnen gerufen sind, so zeigt dies die Bedeutung dieses Tages, der keinen Aufschub verdient.

Und es entbehrt nicht einer notwendigen und auch belehrenden Symbolik, dass wir an einem Tage der immer noch unverstellbaren Folgen der deutschen Diktatur des Nationalsozialismus gedenken, an dem in einem Teil des demokratischen Deutschlands die Menschen ein Grundrecht des freiheitlichen, demokratischen Rechtsstaates wahrnehmen, das ihnen in Diktaturen versagt ist: in freier Selbstbestimmung zu wählen.

Und so tritt an diesem Tag und in dieser Stunde das Alltägliche auch in dieser besonderen Form eines Wahltages zurück und lässt uns Raum zur Besinnung, zur Erinnerung, zur Trauer und zur Scham.

Und heute treten wir alle bis auf kurze Ansprachen der Repräsentanten der legislativen und der exekutiven Verfassungsorgane unseres Landes als den unmittelbaren Vertretern der Bürgerinnen und Bürger in Hessen zurück hinter die Worte und Texte von Menschen, die als Opfer und Zeitzeugen niedergeschrieben haben, was für uns, die Nachfolgenden, als Mahnung hinterlegt worden ist.

Hier ins Wiesbadener Staatstheater haben wir, der Hessische Landtag, die Hessische Landesregierung, der Landeswohlfahrtsverband Hessen in Person seines Landesdirektors, Herrn Brückmann, die Kommunalen Spitzenverbände in Person des Präsidenten des Landkreistages, Herrn Jakoubek, des Präsidenten des Städtetages, Herrn Möller, des Vertreters des Hessischen Gemeindebundes, Herrn Schlenzke, Sie eingeladen zu einer Form des Gedenkens und Erinnerns, von der ich hoffe, dass sie eine besondere und tiefe Nachdenklichkeit zeigt und auslöst und von der ich sicher bin, dass sie der besonderen Würde des Anlasses in hohem Maße gerecht wird.

In diesem Jahr ist es – daran darf ich jetzt erinnern – 65 Jahre her, dass in München die beiden Prozesse gegen die Mitglieder der Weißen Rose, gegen Hans und Sophie Scholl und weitere mutige Kämpfer wider die Diktatur, geführt wurden.

Wir begehen diesen Tag hier zum sechsten Mal, diesen Tag, der auf die Initiative des vormaligen Bundespräsidenten Roman Herzog aus dem Jahre 1996 zurückgeht, und zu dem ich Sie noch einmal herzlich willkommen heiße.

Die Idee, hier und heute in dieser Form der Opfer des Naziregimes zu gedenken, ist in diesem Hause, im Staatstheater, bei Herrn Intendant Beilharz, bei Ihnen, Herr Bauscher und den Künstlern, die hier mitwirken, nicht nur auf fruchtbaren Boden gefallen, sondern auf innere Bereitschaft und auf ein Bewusstsein, dass wir Demokraten diese Tage ausfüllen müssen.

Ihnen, dem Haus und den Künstlern, danke ich herzlichst, den Lektoren der Texte, Frau Franziska Geyer und Herrn Benjamin Krämer-Jenster, gilt dabei mein besonderer Dank.

Auch will ich danken für die Mitgestaltung der heutigen Gedenkveranstaltung den Musikern des Staatstheaters Wiesbaden, Frau Keiko Steenpaß, Herrn Sebastian Max, Herrn Kristof Windolf, Herrn Carl Gustav Settelmeier und Frau Sigrid Jennes-Müller.

Meine Damen und Herren, ich hoffe sehr, dass wir eine würdige Gedenkstunde erleben, und heiße Sie alle noch einmal herzlich willkommen.

## **Lesung aus den Werken**

Martin Doerry

*Mein verwundetes Herz – Das Leben der Lilli Jahn 1900-1944*

(Deutsche Verlags-Anstalt, in der Verlagsgruppe Random house gmbH, Stuttgart München 2002)

Anna Mettbach/Josef Behringer

*Wer wird die nächste sein?*

(Brandes&Apsel Verlag GmbH, Frankfurt a. M., 1. Auflage 1999)

Jorge Semprún

*Die große Reise*

(Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1. Auflage 1994)

## **Die Schauspieler**

Franziska Geyer und

Benjamin Krämer-Jenster

haben bei der Lesung auszugsweise aus den Werken rezitiert. Wir dokumentieren ihre Manuskripte.



## Lesungen

### Martin Doerry

„*Mein verwundetes Herz*“ – *Das Leben der Lilli Jahn 1900-1944*

Die jüdische Ärztin Lilli Jahn wurde als Lilli Schlüchterer, Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, im liberalen assimilierten jüdischen Milieu der Stadt Köln geboren. Für ihre Zeit erhielt sie eine für ein Mädchen sehr fortschrittliche Erziehung: 1919 machte sie an der Kaiserin-Augusta-Schule ihr Abitur und studierte anschließend in Würzburg, Halle (Saale), Freiburg im Breisgau und Köln Medizin. 1924 schloss sie ihr Studium erfolgreich mit dem Staatsexamen ab. Ihren Plan, eine Facharztausbildung zur Kinderärztin zu machen und sich in Halle niederzulassen, gab sie auf, als sie den gleichaltrigen evangelischen Arzt Ernst Jahn kennen lernte.

Am 29. Mai schrieb sie an Ernst:

*Mein herzlichster Amadé, Du, also, der erste Schritt ist gewagt und getan, ich habe gestern nach Tisch mit meinem Vater gesprochen [...] Vater sagte mir: Von all Deinen Kollegen und Bekannten ist mir Herr Jahn stets der sympathischste und angenehmste gewesen. Es ist unter diesen Umständen freilich gar nicht leicht, und ich werde es mir überlegen. Mehr hat er nicht gesagt, und ich habe ihn nichts gefragt weiter. Er ist nur sehr lieb und zärtlich zu mir. Mutter ist sehr aufgeregt [...] ich selbst bin blödsinnig erregt und habe ein kaum zu bezwingendes Verlangen Dich zu sehen und zu sprechen.*

Am 23. Dezember des Jahres 1925 hielt Ernst bei Josef Schlüchterer um Lillis Hand an. Nach der Trauung im August 1926 siedelten Lilli und Ernst nach Immenhausen bei Kassel über. Schon nach wenigen Monaten wurde sie schwanger und bekam 1927 ihr erstes Kind, Gerhard. Von nun an praktizierte in der Regel nur noch Ernst.

Lilli erwartete bald ein weiteres Kind und schon 1930 wurde Lillis drittes Kind Johanna, geboren. Die stetig wachsende Familie, so scheint es, machte Lilli so glücklich wie seit Jahren nicht mehr.

Am 9. Februar 1932 lieferte Lilli den inzwischen gemeinsamen Freunden Leo und Hanne Barth einen kurzen Stimmungsbericht:

*Es geht uns gut; wir haben keinen Grund und keine Berechtigung zu klagen, und wenn es natürlich auch Stunden gibt, in denen man die Not und den Druck der Zeit besonders intensiv empfindet und man sich Sorgen macht betreffs des allgemeinen und des persönlichen Schicksals, so glaube ich doch fest daran, daß die natürliche Entwicklung allen Geschehens uns auch aus dieser schweren Zeit wieder herausführen wird.*

Das Gegenteil war der Fall. Das Schicksalsjahr 1933 begann in Immenhausen mit heftigen politischen Auseinandersetzungen. Bald musste das Praxisschild rechts neben der Haustür abgeschraubt werden. Um keinen Anstoß zu erregen, verzichtete Lilli auf die weitere Ausübung ihres Berufs. Und schließlich war auch an einen politischen Schutz nicht mehr zu denken: Immenhausens sozialdemokratischer Bürgermeister hatte sein Amt Ende März an einen Nationalsozialisten abtreten müssen.

In der folgenden Zeit mussten Lilli und ihre Familie immer wieder erleben, daß sie zu den verachteten Außenseitern dieser Gesellschaft zählten. Auch im Privaten entstehen Veränderungen, die Lillis Situation immer schwieriger werden ließen: Ernst verliebt sich in seine junge Kollegin Rita Schmidt, die in Ferienzeiten immer wieder seine Praxisvertretung übernommen hatte.

Am 22. Mai 1942 berichtete Bürgermeister Groß erneut über den aktuellen Stand im Hause Jahn:

*An die Kreisleitung der NSDAP  
in Hofgeismar.*

*Betrifft: Den prakt. Arzt Ernst Jahn in Immenhausen. In vorstehender Sache teile ich mit, daß, die Ärztin Dr. Rita Schmidt... in der Wohnung des praktischen Arztes Jahn hier ein Mädchen geboren hat. Der Erzeuger des Kindes ist Jahn. Nach den eigenen Angaben der Ehefrau Jahn ist die Geburt des Kindes von Jahn selbst getätigt worden, während die Frau Jahn zur Hilfeleistung zugegen war. [...]*

*i. V. Groß*

Was mag Lilli wohl empfunden haben, als sie Rita bei der Geburt des von Ernst gezeugten Kindes half? Auch die Ärztekammer nahm an dem Vorgang Anstoß, allerdings mit einer grotesken Begründung: Rita wurden Vorhaltungen gemacht, weil sie ihr Kind mit Hilfe einer jüdischen Kollegin zur Welt gebracht hatte.

Einige Wochen nach der Geburt zog Rita mit ihrer kleinen Tochter nach Kassel in eine Wohnung; Ernst besuchte sie dort regelmäßig, ein für Lilli kaum erträglicher Zustand.

Im Laufe des Jahres 1942 musste Lilli ihr gesamtes Bankguthaben, etwa 10.000 Reichsmark, sowie den auf ihren Namen eingetragenen Anteil am Immenhäuser Wohnhaus auf Ernst überschreiben. Am 8. Oktober willigte sie offiziell in die Scheidung ein. Ein paar Wochen später heirateten Ernst und Rita.

Lilli selbst bemühte sich, ihren Kummer vor den Kindern zu verbergen. Lange verschwieg sie ihre Scheidung gegenüber den wenigen Freunden, die ihr noch geblieben waren. Am 11. März 1943 jedoch informierte sie endlich Hanne Barth in Mannheim:

*Meine liebe **liebe** gute treue Hanne,  
Ich habe in den letzten 2 ½ Jahren sehr viel Hartes und Bitteres durchgemacht und hab's auch jetzt noch nicht überwunden. Hanne, am 8. Oktober 1942 sind Amadé und ich geschieden worden, und am 14. November 1942 hat er wieder geheiratet, die Rita Schmidt, die Du ja kennst, nachdem ... hier bei uns ein Kind der beiden, ein kleines Mädchen, Magda, geboren wurde. Wie soll ich das nun alles erklären, vor allem Dir Amadés Verhalten verständlich machen, damit Du ihn begreifst und nicht verurteilst?!!*

*[...]*

*Siehst Du Hanne, sie gehen zusammen zur Kirche, der Amadé und die Rita. Und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß er konvertiert. Und sie ist eine Frau deutschen Blutes und verwandter Art für ihn. Und daß die unglückliche, fast unerträgliche Situation, in der er mit mir leben mußte, wenn auch nicht ausschlaggebend, aber doch sehr erschwerend ins Gewicht fiel, wirst Du erst voll ermessen können, wenn ich sie Dir einmal in Worten [...] vor Augen führen kann.*

*[...]*

*Unser äußeres Leben ist nun so, daß die leibliche Fürsorge für die Kinder mir vom Jugendamt zugesprochen ist. Wir bleiben hier im Haus, Amadé führt seine Praxis hier weiter, die Rita ist Assistentin in einem Kinderkrankenhaus in Kassel, hat eine entzückende kleine Wohnung, und Amadé ist seine ganze freie Zeit, viele Abende in der Woche, alle Wochenenden und Feiertage bei seiner Frau. Daß er in großzügigster Weise für die Kinder und mich sorgt und weit über seine gesetzliche*

*Verpflichtung um uns alle bemüht ist, versteht sich von selbst. Aber nichts, gar nichts kann uns seinen Verlust ersetzen.*

*[...]*

*Alles Gute Dir und den Kindern und einen festen herzlichen Kuß,*

*Deine Lilli*

Die Nationalsozialisten wollten das Zusammenleben des seit einem dreiviertel Jahr geschiedenen Paares im Immenhäuser Ärztehaus nicht länger hinnehmen. Lilli musste auf Anordnung des amtierenden Bürgermeisters Groß Immenhausen verlassen und mit ihren Kindern nach Kassel ziehen.

In einem Brief berichtete Lilli am 12. August 1943 an ihre Mannheimer Freundin Hanne Barth über die Umstände des Umzugs von Immenhausen nach Kassel:

*Denke Dir, seit drei Wochen wohne ich mit den Kindern in Kassel. Es kam alles so plötzlich und ganz ohne mein Dazutun, geschweige denn meinen Willen. [...] Und für die Schulkinder ist es ja in mancher Hinsicht eine große Erleichterung, aber der Abschied vom Haus, in das nun die Rita gezogen ist, ist mir doch bitter, bitter schwer geworden.*

*Inzwischen hatten wir nun auch zwei Tagesangriffe auf Kassel und öfters Alarm. Und man lebt hier in einer dauernden Unruhe. Weißt Du, liebe Hanne, manchmal schlägt es mir doch das innere Atemholen, weil die Schicksalsschläge gegen mich gar nicht abreißen wollen, und oft kann ich mich einer ganz großen Traurigkeit kaum erwehren. Es ist nur gut, daß die Kinder mit all ihren äußeren und inneren Ansprüchen unbewußt immer wieder von neuem meine ganze Energie hochreißen. [...]*

Lilli Jahn hatte nach ihrem Umzug eine Visitenkarte als provisorisches Namensschild an die Türklingel gesteckt. Der knappe Text, »Dr. med. Lilli Jahn«, verstieß gegen die von den Nazis bereits am 17. August 1938 erlassene Verordnung, wonach jüdische Frauen den Namen »Sara« ihrem Vornamen hinzufügen mußten. Außerdem hatte Lilli noch versäumt, ihren Dokortitel zu streichen, der allen Juden pauschal aberkannt worden war.

Lilli wurde bei der Gestapo denunziert – und die zitierte Lilli in ihr Hauptquartier an der Wilhelmshöher Allee. „Bis gleich, Kinder“, rief sie ihren Töchtern noch zu, dann machte sie sich auf den Weg.

Lilli kam nicht zurück. Stattdessen klingelte irgendwann das Telefon. Die Gestapo, so hieß es, habe ihre Mutter festgenommen. Nichts weiter, keine Begründung, keine Erklärung. Die Kinder blieben vorerst sich selbst überlassen.

Wenige Tage nach ihrer Inhaftierung im Kasseler Polizeipräsidium wurde Lilli in das von der Gestapo eingerichtete Arbeitserziehungslager Breitenau gebracht.

Die Familie wurde vorerst nicht informiert. Nach einer Woche, am 10. September, ließ die Gestapo die Kinder in Kassel dann wissen, wo ihre Mutter eingesperrt war. Ilse, die Älteste, schrieb noch am selben Tag an Lilli:

*Liebes Muttchen!*

*Heute haben wir erfahren, wo Du bist. Schreib uns doch bitte bald, wann Du wiederkommst. Wir erwarten Dich sehnsüchtig. Kriegst Du satt zu essen? Darf man Dir was zu essen schicken? Wäsche werden wir Dir schicken. Heute war Gerhards Geburtstag. Es war sehr schön, aber auch wieder nicht schön. Es hat Apfelkuchen aus Hefe und Rührkuchen gegeben ... Hast Du ein Zimmer für Dich? Hast Du ein erträgliches Bett? Ich denke nur an Dich, herzlichstes Muttlein.*

*Vati ist jede Nacht bei uns und tagsüber Tante Lore. Dorle und Eva und Hannele sind alle recht vergnügt. Gerhard hat sich sehr mit den Büchern gefreut. Hoffentlich kommst Du bald wieder! Also viele, viele liebe Grüße und Küßchen von Deiner Ilse!*

*Und einmal feste Umarmung.*

Lilli hatte natürlich weder ein Zimmer für sich noch genügend zu essen. Sie wurde im Frauenhaus untergebracht, in dem sich Schlafsäle und Zellen befanden. Die Frauen schliefen auf Holzbrettern, Strohsäcken oder einfachen Strohlagern. Wie alle übrigen Gefangenen musste Lilli täglich zwölf Stunden arbeiten. Die Verpflegung war mehr als dürftig und die Behandlung fast immer grob.

Am 12. September 1943, noch bevor Lilli Ileses Nachricht erhielt, durfte sie erstmals einen Brief an ihre Familie schreiben.

*Meine lieben geliebten Kinder,[...] Macht Euch keine Sorge um mich, es geht mir ganz bestimmt gut, ich bin gesund, und Ihr wißt ja, Eure Mutti kann schon immer gut früh aufstehen, und das Arbeiten ist eine Wohltat. Es bleibt immer noch viel zu viel Zeit zum Denken und Grübeln, und dann kommt natürlich die Sehnsucht nach Euch und das Heim-*

*weh. Aber nun könnt Ihr mir ja schreiben, Kinder, so oft Ihr wollt, und Ihr schreibt mir nun bitte ganz bald und ganz viel, und erzählt mir von allem, vom Guten und vom Schlechten, von Euren Freuden und Eurem Kummer. Antworten darf ich vorläufig nicht, aber deswegen schreibt Ihr mir doch bitte.*

*Und wie geht es dem Vati? Wo ist er? Was tut er? Grüßt ihn sehr lieb und herzlich, ach, wie wohl täte mir ein gutes und tröstliches Wort von ihm, aber das wird wohl nicht gehen. Und nun hab ich viele viele Wünsche, und ich danke Euch schon im voraus für alle Mühe. Vielleicht macht Ihr ein paar Päckchen, die gehen vielleicht schneller. Vor allem schickt mir bitte regelmäßig Zeitungen [...] und dann, wenn es Euch möglich ist, hin und wieder etwas Brot, ein bißchen Salz, vielleicht habt Ihr ein wenig Käse übrig oder Marmelade, und legt mir eines von den alten silbernen Messern bei. Und hättet Ihr vielleicht ein paar Äpfel, wir bekommen hier nur Suppe oder Pellkartoffeln. Aber nur, wenn Ihr's entbehren könnt, auch 4-5 Beutel einfaches Puddingpulver. Und nun lebt wohl für heute, seid alle, alle umarmt und geküßt, meine Gedanken, meine Wünsche und all mein Sehnen sind Tag und Nacht bei Euch. In Liebe!*

*Mutti.*

Weil Lilli in der Regel nur einmal pro Monat einen Brief nach Hause schreiben durfte, suchte sie nach Mitteln und Wegen, um ihren Kindern heimlich weitere Botschaften zu übermitteln. Und da sie in Breitenau über kein eigenes Briefpapier verfügen durfte, mußte sie improvisieren. Am Sonntag, dem 3. Oktober 1943, verwendete sie für ihren Brief die Rückseiten von fünf Banderolen für das Medikament Sanatogen. Anders als in ihren offiziell übermittelten und von der Zensur geprüften Briefen konnte Lilli in den herausgeschmuggelten die elenden Zustände in Breitenau ungeschönt darstellen. Und doch blieb sie in ihren Beschreibungen stets zurückhaltend, um ihre Kinder nicht allzu sehr zu schockieren.

*Meine innigstgeliebten Kinder, erst heute in 8 Tagen darf ich wieder an Euch schreiben, aber ein guter Mensch hat mir Freimarken und Umschlag geschenkt und wird mir auch morgen diese Zeilen besorgen. Ihr dürft in Eurer Antwort nur nicht verraten, daß Ihr von mir einen Brief hattet, unter keinen Umständen, das würde mir sehr schlecht bekommen. [...] Ihr, meine lieben guten Kinder, ich denke so viel an Euch Tag und Nacht, und je länger ich von Euch fort bin, um so stärker und schmerz-*

licher wird die Sehnsucht nach Euch! Wenn ich doch nur wüßte, wann ich wieder nach Hause darf? Ach, wenn es doch nur bald wäre!  
Meine größte und meine einzige Freude hier sind Eure Briefe und Grüße, und ich kann Euch gar nicht genug danken dafür!  
Nur dürft Ihr mir nicht alle Eure schönen Kärtchen schicken, die sollt Ihr bitte, bitte für Euch behalten. Ach, und gestern Abend kam als richtiger Gruß zum Sonntag Evaleins Päckchen mit den Apfelschnitzen und den Plätzchen. Du liebes Kind, ich hab mich so gefreut. Zweimal Zeitungen hab ich bekommen und drei Päckchen diese Woche. Tausend Dank. Könnt Ihr denn den Käse wirklich entbehren? Und das Brot? Ich bin jedenfalls sehr dankbar für all das, was Ihr schickt, denn wir bekommen nur wenig zu essen, nie Butter, nie Fleisch, alle 14 Tage ein kleines Stückchen Wurst, immer nur Suppen, und sonntags ist es ganz schlimm. Da gibt es um halb sieben Uhr morgens ein Stück trockenes Brot und diese elende Kaffeebrühe, um 11 Uhr entweder eine dünne Suppe oder Pellkartoffel, Sauce und Gurke und um 4 Uhr wieder ein Stück trockenes Brot abwechselnd mit etwas Wurst oder einem Löffel Quark und dazu Kaffee und dann nichts mehr bis zum anderen Morgen. Da bin ich dann sehr dankbar, daß ich am Abend noch Brot und Käse habe und zwischendurch immer von Euren ganz köstlichen Äpfeln. Aber um Gottes willen erwähnt ja nichts davon in Euren Briefen. Schade, daß Vati nicht mehr so oft zu Euch kommen kann; grüßt auch Tante Maria herzlich, kann sie mir nicht helfen?? Euch, meine geliebten Kinder, behüte Gott! Ich grüße Euch aus ganzem Herzen und küsse Euch in inniger Liebe und voll Dankbarkeit.

Eure Mutti.

Am Abend des 22. Oktober, einem Freitag, flogen mehr als 500 britische Bombenflugzeuge auf Kassel zu. Die Stadt, so hatte Luftmarschall Arthur Harris entschieden, sollte endgültig zerstört werden.

Seit dem verheerenden Angriff hatten die Mädchen diverse Briefe geschrieben, doch Lilli reagierte nicht. Anfang November schrieb sie schließlich wieder; bis dahin hatte sie keine Möglichkeit gefunden, einen Brief aus dem Lager hinauszuschleusen. Nach all dem, was in Kassel geschehen war, wollte sie keinen Tag länger in Breitenau bleiben.

Lieber Amade,

ich möchte Dich selbst nochmals bitten, doch nichts unversucht zu lassen, um mich frei zu bekommen. Einen längeren Brief hab ich an Lore



*geschrieben, ich hab darin alle Momente geschrieben, die Du anführen kannst. Wenn Du ein Gesuch machen willst, so geht es an die Gestapo Berlin SW, Prinz Albrechtstr.9.*

*Bitte hilf mir doch noch einmal!! Ihr ahnt nicht, was ich seelisch und sonst auch aushalte und durchmache, und doch ist es nichts gegen diese quälende Angst und Sorge, ob ich überhaupt wieder rauskomme. Schreib Du mir doch auch einmal, was vorläufig mit den Kindern werden soll. Aber bitte, erwähnt nie etwas von meinen Briefen. Ich hoffe, es geht Dir gut. Grüße die Rita. An Dich denke ich oft, Amade.*

*Lilli*

Am 20. November 1943 traf in Immenhausen ein Brief mit der Absenderangabe »Gisela Stephan, Nienhagen bei Kassel« ein. Aufgegeben wurde er, wie der Poststempel zeigt, in Malsfeld und damit an jener Bahnstrecke, die Lilli und ihre Mitgefangenen zur Arbeit nehmen mußten.

*Meine guten, innigstgeliebten Kinder, damit die Post nicht merkt, daß ich Euch öfter schreibe, hab' ich mir die Adresse schreiben lassen und Gisela als Absender genannt, dies zur Erklärung.*

*Nun paßt mal auf, liebe Kinder, aber haltet ja Euren Mund. Seit dem Angriff haben wir am Zug keinen Wagen mehr für uns, und wir steigen zu den anderen Leuten ins Abteil. Wenn wir es geschickt anfangen, könnten wir uns doch dann mal treffen. Ihr müßtet Euch aber sehr zusammenehmen, damit keine Beamtin etwas merkt. Ich werde Euch ja in der Anstaltskleidung sehr verändert vorkommen, zumal ich nun auch den einen Zahn verloren habe, der schon immer lose war. Erschreckt also nicht.*

*Wir fahren jeden Morgen kurz nach 7 Uhr hier fort, der Zug kommt von Kassel. Ihr müßtet im letzten Wagen sein und in Guxhagen raussehen. Sollte ich nicht bei Euch einsteigen, dann steigt an der nächsten Station in mein Abteil um. Wir fahren dann zusammen bis Malsfeld. Besser vielleicht wäre noch, wenn es für Euch nicht zu schwierig ist, Ihr kämet Samstag nach Malsfeld, dort fahren wir gegen 14 Uhr zurück. Ihr steigt dann hinter mir ein. Es sind ja nur 20 Minuten, aber wir könnten uns doch mal sehen!! Wäre das nicht fein?? Im Zug können wir dann miteinander reden [...].*

*Ich hab' mir in Gedanken schon seit Tagen ausgemalt, wie glücklich ich in den paar Minuten sein werde. Schreibt auch keine Andeutungen, ich werde von den nächsten Tagen an immer gut aufpassen.*



*Für heute lebt wohl, Ihr meine Kinder alle. Ich halte Euch fest an meinem Herzen und küsse Euch zärtlich voller Liebe. Eure Mutti*

Am Sonntag, dem 21. November, bestätigte Ilse den Erhalt der Nachricht und chiffrierte, nach dem Vorbild der Mutter, ihre Antwort:

*Mein allerbestes Mutterle!*

*Gestern war ich wieder so furchtbar müde, daß ich nicht mehr schreiben konnte. Nimm es mir bitte nicht übel. Ich erhielt einen dicken Brief von Gisela. Sie bat mich, ich solle sie besuchen am Samstag mit dem Zuge gegen 2 Uhr Abfahrt. Das will ich auch gerne. Hoffentlich klappt es.*

Zwei Tage vor dem verabredeten Termin, am Donnerstag, dem 25. November, schrieb Ilse an Lilli:

*Meine allerbeste, gute Mutti!*

*Oh, was war heute für ein häßlicher, windiger Tag. Hoffentlich mußt Du nicht frieren!! Oh, ich wünsche es so sehr. Leider, leider ist es uns unmöglich, Gisela zu besuchen.*

Warum es nicht zum Treffen in Malsfeld kommen konnte, erklärte Ilse nicht.

Die Kinder blieben nun immer mehr sich selbst überlassen. Ernst bekam nur noch selten Urlaub im Lazarett, Lore war wochenlang unterwegs, um eine neue Bleibe zu finden, und ihre Tochter Marilis studierte in Marburg.

Nur zwei erwachsene Personen lebten ständig im Ärztehaus: Rita, die sich sporadisch um die Kinder bemühte und von ihnen ohnehin abgelehnt wurde, und Dr. Schupmann. Die Mädchen hatten den Praxisvertreter ihres Vaters in ihre Herzen geschlossen. Er zeigte Mitleid mit ihnen, war zugleich ein fröhlicher Mensch und damit eine wichtige Stütze für die Kinder-Familie.

Die vier Mädchen lösten sich nun weitgehend aus Ritas Haushalt und führten im Dachgeschoß ihr eigenes Leben. Eine Kochplatte wurde dort installiert, Ernst stellte Ilse das nötige Haushaltsgeld zur Verfügung. Die Kinder beschränkten den Kontakt zu den unteren Stockwerken auf das Nötigste.

Zwei Monate lang hatte sich Lilli an Ilses Warnung gehalten und keine illegalen Briefe mehr geschickt – nun war das Heimweh stärker als jede Angst vor weiteren Schikanen:

*Meine lieben, geliebten Kinder,  
ich hab halt heute wieder so große Sehnsucht nach Euch, und es drückt mich so sehr, daß ich nun schon 5 Monate von Euch fort bin – ich muß mir mein Herz eben ein wenig erleichtern, indem ich an Euch schreibe. Denkt aber nur ja nicht, Eure Mutti sei immer und sei nur traurig, dazu läßt mir schon die viele Arbeit in der Fabrik gar keine Zeit, und es gibt auch sonst immer mal irgendwas, das froh macht.*

*Da sind ja in erster Linie Eure guten, liebevollen Briefe, mit denen ich mich immer so unsäglich freue, für die ich Euch immer wieder von ganzem Herzen danke.*

*Ach, Kinder, wann dürfen wir wieder zusammen sein??? Ich kann es schon bald gar nicht mehr erwarten und werde von Tag zu Tag ungeduldiger. Der Vati soll doch noch mal hingehen zur Stapo und darauf bestehen, daß ich endlich frei komme. Und er soll ganz bald hingehen! Bitte, bitte, bitte! Es ist mir oft so weh um's Herz, wenn ich bedenke, daß so wenig für Euch gesorgt wird und Ihr so sehr Euch selbst überlassen seid. So schön, wie wir es hatten, werden wir es nie wieder bekommen, aber wie glücklich werden wir auch in der einfachsten Umgebung miteinander sein, nicht wahr?? Ob ich wohl an meinem Geburtstag bei Euch bin?*

*Liebe, liebe gute Kinder, lebt wohl, helft, daß ich bald hier erlöst werde. Ich sehne mich so sehr nach Euch, und ich küsse Euch in Gedanken 1000 Mal und umarme Euch ganz fest. Eure Mutti, die Euch unendlich liebt!!*

Ilse versuchte weiterhin, ihren Vater zu einer neuen Intervention bei der Gestapo zu überreden. Inzwischen zweifelte sie allerdings, ob er überhaupt schon einmal vorstellig geworden war. Nachts beschlich sie nun immer mehr die Angst um die Zukunft ihrer Mutter, so auch am 12. Februar:

*Jetzt ist endlich Ruhe. Die drei schlafen. Gleich gehe ich auch ins Bett. Aber erst gehe ich noch ans Fenster und sehe in der Richtung nach Breitenau zu Dir. Wann wird wohl der Tag kommen? Wie mag es Dir gehen? Und 100 solche Fragen und Gedanken drehen sich bei mir. Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, denk ich an Dich. Wir fünf, auch Dorlekind, vergessen Dich nie ... Aufwiederlesen bis morgen abend.*

Am 17. März 1944 ließ die Kasseler Gestapo Lilli zur Bahn bringen. Sie wurde einem Sammeltransport nach Auschwitz zugeteilt, die Dauer der Reise war ungewiß. Am 21. März 1944 sandte Lilli erneut einen kurzen Bericht an ihre Familie, diesmal per Brief:

*Meine innigstgeliebten Kinder alle. Das ist eine lange und langweilige Reise; am 1. Tag sind wir über Halle bis Leipzig!! Wie gerne hätte ich Tante Lotte noch mal gesehen! Illekind, Leipzig sieht böse, böse aus, nur Trümmerhaufen. Am 2. Tag sind wir bis Dresden gekommen. Dort waren wir 3 Tage.*

*Wir sitzen nun schon seit 3 Uhr hier in Dresden am Bahnhof und hören eben, daß der Zug erst um 10 Uhr heute abend weitergeht. Morgen abend werden wir dann in Auschwitz sein. Die Mitteilungen darüber, wie es dort sein soll, sind sehr widersprechend. Es kann sein, daß ich erst nach vier oder sogar nach acht Wochen schreiben darf, seid also bitte nicht in Sorge, wenn Ihr jetzt länger nichts hören solltet. [...] Ich werde weiter tapfer sein und fest die Zähne zusammenbeißen und an Euch denken und durchhalten, wenn's auch noch so schwer sein wird.*

*In den letzten Tagen habe ich die Familien beneidet, die alle zusammen damals fortgebracht wurden. Aber wenn ich's recht bedenke, ist es mir trotz aller tiefen Sehnsucht und allem Trennungs-Schmerz leichter, Euch in geregelten Verhältnissen zu wissen und Euch verschont zu sehen von all dem Widerwärtigen und Häßlichen. Ich habe nur den einzigen heißen Wunsch, Euch alle gesund wiederzusehen.*

Lillis Kinder hörten nun über Wochen nichts mehr von ihrer Mutter. Im Juni 1944 kam in Immenhausen tatsächlich ein Brief aus Auschwitz-Birkenau an. Adressiert war der Brief an Lillis Schwägerin Lore, und als Absender wurde der Name »Jahn Lili Sara« angegeben, Gefangenenummer 76043, als Absenderadresse der »Block 24, Frauenlager, Auschwitz, Postamt 2«.

Der mit 5. Juni 1944 datierte Brief selbst wurde mit Bleistift geschrieben und wahrscheinlich diktiert. Allenfalls die etwas wacklig geratene Unterschrift »Lilli o. Mutti« läßt Lillis Handschrift erahnen. Den Text dagegen brachte wohl eine Leidensgenossin zu Papier. Lilli war offenbar schon zu geschwächt, um selbst zu schreiben.

*Meine liebe Lore!*

*Ich bin so sehr glücklich Dir zu schreiben zu können. Es geht mir gut, ich arbeite in meinem Beruf und das ist sehr angenehm für mich. Nun erwarte ich sehnsüchtig Nachrichten über Dich und Kinder. Ich*

*danke Euch herzlich für die regelmäßigen Geldsendungen. Die Kinder möchten auch selber schreiben. Meine Gedanken sind ununterbrochen immer bei Euch. Hoffentlich seid Ihr alle gesund. Ich grüße und küße jeden einzelnen tausend Mal. Ich bin in großer Liebe als Mutter und Schwägerin. Lilli o. Mutti*

Lillis Brief aus Birkenau war erst wenige Tage in Immenhausen, als die Gestapo im Hause Ernst Jahns anrief. Rita ging ans Telefon und wurde über den Tod Lillis informiert, eine Todesursache wurde nicht genannt. Ohne jede Regung, so erinnern sich Lillis Töchter heute, berichtete Rita den Mädchen von dem Anruf. Daß sie überhaupt aus Auschwitz benachrichtigt wurden, war schon ungewöhnlich. Doch die Kinder wollten diese Botschaft nicht wahrhaben. Unter einem Konzentrationslager konnten sie sich wenig vorstellen. Und von der Barbarei in Auschwitz wußten sie schon gar nichts. Ilse schrieb mehrmals an die Leitung des Lagers und bat um genaue Aufklärung über das Schicksal ihrer Mutter – monatelang erhielt sie keine Antwort.

*Die Ärztin Lilli Sara Jahn geborene Schlüchterer – glaubenslos –, wohnhaft Kassel, Motzstr. Nr. 3, ist am 19. Juni 1944 um 11 Uhr 25 Minuten in Auschwitz, Kasernenstrasse verstorben. Die Verstorbene war geboren am 5. März 1900 in Köln.*

*Vater: Josef Schlüchterer, Mutter: Paula Sara Schlüchterer geborene Schloss wohnhaft in Birmingham. Die Verstorbene war geschieden.*

Auch die Stadt Immenhausen bekam noch Post aus dem KZ: Die »Verwaltung des K.L. Auschwitz« schickte am 16. Oktober 1944 unter dem Aktenzeichen IVa 3/66d (14 KL/) F/io.44-/6043 Lillis Ausweis zurück — und damit beim letzten bürokratischen Akt alles seine Richtigkeit hatte, als »Einschreiben«:

*An den  
Bürgermeister – als Ortspolizeibehörde -  
Immenhausen*

*Anliegend wird die Kennkarte Nr. A 00002 der am 5. 3.  
00 geborenen und hier am 17. 6. 44 verstorbenen Jahn,  
Lilli Sara zur dortigen Verfügung übersandt.*

*1 Anlage.*

*Der Leiter der Verwaltung des Konzentrationslagers  
Auschwitz*

*i. A. ... SS-Obersturmführer*

Der bürokratische Ordnungssinn war offensichtlich nur Fassade. Das in dem Schreiben genannte Todesdatum stimmte nicht einmal mit dem der Sterbeurkunde überein. Starb Lilli nun am 17. Juni oder am 19. Juni 1944?

Bis heute wissen Lillis Töchter nicht, wie und woran ihre Mutter starb: an Schwäche und Krankheit – oder doch in der Gaskammer?

## **Anna Mettbach/Josef Behringer**

*Wer wird die nächste sein?*

*Anna Mettbach wird als Sinteza am 26. Januar 1926 in Ulfa in Mittelhessen geboren.*

*Zu Kriegsbeginn wird der Vater zum Kriegsdienst nach Frankreich eingezogen, 1940 die Familie ihrer Mutter nach Polen deportiert. Aus Sorge um das Wohlergehen des einzigen verbliebenen Verwandten und in der Hoffnung, durch ihn Informationen über das Schicksal der nach Osten Deportierten zu erfahren, unternimmt sie als 16-Jährige trotz des Verbots, den Wohnort zu verlassen, eine Reise zu ihrem Onkel.*

*Hier wird sie verhaftet und nach Auschwitz gebracht, kurze Zeit später zur Zwangsarbeit für Siemens nach Wolkenburg in Sachsen verschleppt und schließlich auf den Todesmarsch nach Dachau getrieben. Sie überlebt und mehr als ein halbes Jahrhundert später berichtet sie von ihrer Geschichte:*

Irgendwann hielt der Zug an. Die Schiebetüren wurden aufgerissen, und dann hörten wir schon ihr lautes Gebrüll. Die SS, die Herren über Leben und Tod, erwarteten uns mit angelegten und schußbereiten Gewehren, und ihre Schäferhunde bellten uns mit fletschenden Zähnen an. Wie hatte Heinrich Himmler gesagt: »Wir werden auch für diese Menschentiere die passende Anwendung finden.«

Die Rampe war tierisch. Dadda hatte mich oft zum Pferdemarkt mitgenommen. Die Pferdehändler wickeln ihre Geschäfte per Handschlag ab. An der Rampe war es nicht die Hand, sondern der Daumen: links – rechts. Rechts war das Leben, wenn auch nur für kurze Zeit, links bedeutete Tod.

Was danach folgte, war die Hölle. Zuerst sah ich das Eingangstor, und darüber stand: »Arbeit macht frei.« Na ja, du wirst arbeiten, dachte ich, du bist noch jung, und wenn du gut und ordentlich arbeitest, dann besteht die Hoffnung, schneller wieder nach Hause zu kommen. Daß in Wirklichkeit die Vernichtung durch Arbeit hinter diesem System stand, ist mir erst nach einiger Zeit bewußt geworden.

Sie trieben uns in einen Block, und da hat man mir alles abgenommen, was ich noch bei mir trug.

Eine Aufseherin befahl: »Setz dich auf den Schemel da!« Als dann meine schönen schwarzen Haare auf den Boden fielen, mußte ich weinen.

Wie ein Schaf wurde ich geschoren.

Glatzköpfig ging es zum nächsten Block, und dort wurde mir eine Nummer in den Unterarm eintätowiert.

Wie einem Stück Vieh wurde mir ein Zeichen eingebrannt.

Ab diesem Zeitpunkt hatte ich keinen Namen mehr.

[...]

Hunger, Kälte, schwerste körperliche Arbeiten: Bei den Alten und den Kindern führte dies rasch dazu, daß die Widerstandskraft nachließ. Auch das taubstumme Mädchen verlor immer mehr an Kraft. Wir beschlossen daher, daß diejenigen, die im Kommando mit ihr zusammenarbeiteten, ihr so lange es irgend ging halfen. Sie war schon so schwach, daß sie sich gar nicht mehr allein auf den Beinen halten konnte. Wir stachen ihren Spaten tief in den gefrorenen Boden, und daran konnte sie sich dann festhalten. Um sie vor den Blicken der Aufseherin zu schützen, arbeiteten immer drei oder vier Häftlinge um sie herum. Dies ging einen Tag lang gut, aber schon am nächsten Tag war ihre Kraft zu Ende: Sie sackte in sich zusammen und stürzte zu Boden. Dies bemerkte die Aufseherin, und als sie bei ihr war, versuchte sie, das Mädchen am Kleiderkragen wieder auf die Beine zu ziehen. Nachdem sie das Mädchen ein klein wenig angehoben hatte, bemerkte sie, daß sich das Mädchen erbrochen hatte. Sie, die »Auserwählte einer höheren Rasse«, drückte das Gesicht des Mädchens in das Erbrochene, bis...

[...]

Im Frauenlager, wo ich mich zu dieser Zeit noch befand, war es hart, und ich glaube, außer mir gab es keine andere Sintezza dort. Anfang 1944 wurde ich ins Zigeunerlager überstellt. Hier sah ich die totale Vernichtung.

Was wir tagtäglich an Entwürdigungen über uns ergehen lassen mußten, darüber will ich nichts sagen.

Die Krematorien waren Tag und Nacht in Betrieb. Aber wenn viele Züge ankamen, reichte die Kapazität der Verbrennungsöfen nicht aus, dann wurden die aufgestapelten Leichen angezündet. Es kam dabei immer wieder vor, daß einige der Aufgestapelten noch gar nicht tot waren. Man sah sie in ihrem Todeskampf noch zucken. Sie wurden bei lebendigem Leib verbrannt.

[...]

Fast täglich kamen Lastwagen ins Zigeunerlager. Der Erstickungstod durch Gas war allgegenwärtig. Manche konnten diese Situation nicht mehr ertragen, sie fanden für sich eine andere Lösung: den Starkstromzaun. Jene, die nachts in diesen Todeszaun gingen, blieben dort, bis

der Tag graute. Erst wenn der Starkstrom morgens abgeschaltet wurde, wurden die Toten freigegeben.

Wir wußten, wenn die Lastwagen ins Lager hereingefahren kamen, wird wieder selektiert. Am Anfang hatte ich Angst, denn ich wollte nicht sterben. Wir Häftlinge kannten das Kriterium für die Selektion, und daher ahnten wir schon, wer ins Gas mußte.

Ich stellte mir die Frage: »Wer wird es heute sein?« Dann schaute ich mich um, und veränderte meine Fragestellung. Jetzt lautete sie: »Ist er es?«

Je weiter meine Entkräftung voranschritt, desto stärker wurde die Fragestellung: »Bin ich es?«.

Als überhaupt keine Hoffnung mehr in mir war, gab es keine Frage mehr.

Ich hatte keine Angst mehr vor dem Tod. Ich stand mit dem Tod auf Du und Du. Ich lebte zwar, aber innerlich starb ich jeden Tag ein wenig mehr. Ich starb mit denen, die täglich in den Gaskammern umkamen, die von der SS erschlagen wurden, die den Hungertod erlitten, die von den Bestien erschossen oder die von Mengele zu Tode gespritzt wurden.

[...]

Mithäftlinge hatten mir erzählt, daß eine meiner Schwestern, mit der ich in Auschwitz überhaupt keinen direkten Kontakt hatte, schon tot sei. Eines Tages standen die Außenkommandos wieder beim Zählappell, und da sah ich meine andere Schwester. Wir sahen uns an, konnten uns aber nicht begrüßen, denn die Lagerstraße zu überqueren, war während des Appells strikt verboten. Sie war in eine andere Arbeitskolonne eingeteilt, und die Blöcke durften abends sowieso nicht mehr verlassen werden. Es gab keine Möglichkeit, mit meiner Schwester zu sprechen. Ich hatte aber eine solche Sehnsucht nach meiner Schwester. Deshalb wollte ich mich abends trotz des Verbots in ihren Block schleichen. Aber kaum war ich in dem Block angelangt, da hatte ein SSler mich entdeckt und brachte mich zur Strafe in den Stehbunker. Kein Fenster gab es dort, aber eine Stahltür, und wenn diese zu war, konnte man sich im Bunker nicht mehr bewegen. War der Arm oben, blieb er die ganze Nacht so. Wasser rieselte von den Wänden. Die ganze Nacht blieb ich im Stehbunker eingesperrt, völlig bewegungslos stand ich im Wasser. Um halb fünf Uhr öffnete ein SS-Mann die Stahltür und – im Gleichschritt Marsch – ging es zum Zählappell. Nur ein Gedanke bestimmte mein Denken: Tu alles, damit du nicht mehr in diese Folterkammer gesperrt wirst.

[...]



Wir hatten kein Zeitgefühl mehr. Es war Hochsommer, aber diesmal war es anders als sonst. Die Lastwagen kamen nicht in das Lager hineingefahren, sondern blieben vor dem Tor stehen. Alle Sinti und Roma hatten anzutreten, und es wurde wieder selektiert. Zu Beginn war es keinem recht klar, was die vorhatten. Aber nachdem der erste Trupp auf den Lastwagen verfrachtet war, merkten die anderen, daß die noch Arbeitsfähigen auf dem Auto waren und die Schwachen und Kranken zurückblieben.

Man muß sich vorstellen: Eine noch arbeitsfähige Sinteza steht auf dem Lastwagen und sieht, wie die nächste Kolonne selektiert wird, darunter ihr Vater und ihre sieben Geschwister.

Ihr Vater wurde noch als arbeitsfähig eingestuft, die Geschwister nicht mehr.

Der Vater schaut die Tochter auf dem Lastwagen und seine anderen sieben Kinder an.

Die Tochter sieht den Vater und ihre sieben Geschwister an.

Die nicht mehr Arbeitsfähigen schauen ihre Schwester und ihren Vater an.

Und dann trifft der Vater seine Entscheidung, denn er geht zu seinen sieben Kindern zurück und überläßt die einzige Tochter ihrem Schicksal. Dies ist nicht nur bei einer Familie so geschehen. Auch meine eigene Schwester wurde als wertlos eingestuft, aber über diesen Schmerz werde ich nicht berichten.

**Jorge Semprún**  
*Die große Reise*

Da ist diese zusammengepferschte Masse von Leibern im Wagen, dieser stechende Schmerz im rechten Knie. Tage, Nächte. Ich raffte mich auf und versuche, die Tage und Nächte zu zählen. Vielleicht hilft mir das, mich ein wenig zurechtzufinden. Vier Tage, fünf Nächte. Aber nein, ich muß mich verzählt haben, oder es sind Tage darunter, die zu Nächten geworden sind. Mir bleiben zu viele Nächte. Nächte, die ich nicht los werde. Es war Morgen, soviel ist sicher, ein Morgen, als diese Reise begann. Den ganzen Tag lang. Dann eine Nacht. Ich strecke meinen Daumen im Halbdunkel des Wagens aus. Den Daumen für jene Nacht. Dann der nächste Tag. Wir waren noch in Frankreich, und der Zug kam kaum voran. Manchmal hörten wir Stimmen von Eisenbahnern zwischen dem Stiefelknirschen der Wachtposten. Vergiß diesen Tag, er war voller Verzweiflung. Die nächste Nacht. Ich strecke einen zweiten Finger im Halbdunkel aus. Der dritte Tag. Wieder eine Nacht. Drei Finger meiner linken Hand. Und der heutige Tag. Vier Tage also und drei Nächte. Nun gehen wir der vierten Nacht entgegen, dem fünften Tag. Der fünften Nacht, dem sechsten Tag. Aber ist es überhaupt noch richtig zu sagen, wir gingen? Wir sind ja unbeweglich, ineinandergekeilt, die Nacht vielmehr ist es, die über uns reglose künftige Leichen hereinbricht.

[...]

Im Trubel des Einsteigens in Compiègne, während Schreie und Schläge auf uns niederprasselten, war ein Junge neben mich geraten. Man könnte meinen, er habe zeitlebens nichts anderes getan, als zusammen mit einhundertneunzehn anderen in einem verriegelten Güterwagen zu reisen. „Das Fenster“, hatte er nur gesagt und uns mit drei großen Schritten und drei Ellbogenstößen den Weg zu einer der mit Stacheldraht versperrten Öffnungen gebahnt. „Das Wichtigste ist, daß man Luft kriegt, daß man atmen kann, verstehst du?“

[...]

Vier Tage und drei Nächte lang stehen wir schon ineinandergekeilt, sein Ellbogen in meine Rippen, mein Ellbogen in seinen Magen gepreßt. Damit er beide Füße richtig auf den Boden des Wagens stellen kann, bin ich gezwungen, ein Bein hochzuziehen. Wenn ich meinerseits Platz haben will, damit sich meine Wadenmuskeln ein wenig entkrampfen, hält er ein Bein in die Höhe. So gewinnen wir ein paar Zentimeter und ruhen uns abwechselnd aus.

Um uns herum ist Halbdunkel, darin keuchendes Atmen und manchmal ein plötzliches, kopfloses Gedränge, wenn ein Kamerad zusammenbricht. Als wir zu einhundertzwanzig vor dem Wagen hatten antreten müssen und ich mir vorzustellen versuchte, was das wohl geben werde, war es mir eiskalt den Rücken heruntergelaufen. Es ist noch viel schlimmer.

Ich schließe die Augen, öffne sie wieder. Nein, es ist kein Traum.

„Sieh dir das an“, sage ich. [...]

Er sieht einen Augenblick hinaus.

„Das Moseltal.“

„Woher willst du das wissen?“ frage ich ihn.

„Wo sollten wir sonst durchkommen?“

Er hat recht, der Junge, wo sollten wir sonst durchkommen, um weiß Gott wohin zu gelangen.

[...]

Ich schließe die Augen und genieße das Dunkel, das sich in mir auf tut, genieße die Gewißheit des Moseltals draußen im Schnee. Diese blendende Gewißheit im einförmigen Grau, in den hohen Tannen, den schmucken Dörfern, den stillen Rauchfahnen am Winterhimmel. Ich bemühe mich, die Augen möglichst lange geschlossen zu halten. Der Zug fährt sanft dahin, mit eintönig knirschenden Achsen. Plötzlich pfeift er. Das muß die Winterlandschaft zerrissen haben, wie es mein Herz zerreißt. Schnell öffne ich die Augen, um die Landschaft zu überraschen, sie zu überfallen. Aber da ist sie. Ganz einfach da, etwas anderes kennt sie nicht. Und wenn ich jetzt stürbe, aufrecht in dem mit künftigen Leichen vollgestopften Wagen stürbe, sie wäre trotzdem da. Vor meinen erloschenen Augen läge das Moseltal, gewaltig schön wie ein Wintergemälde von Brueghel. Wir könnten alle sterben, ich und der Junge aus Semur-en-Auxois, und der Alte, der vorhin unaufhörlich brüllte, seine Nachbarn haben ihn wohl zu Boden geschlagen, man hört nichts mehr von ihm – es läge trotzdem vor unseren erloschenen Blicken. Ich schließe die Augen, öffne sie. Mein Leben ist nur noch dieser Wimpernaufschlag, der mir das Moseltal enthüllt. Alles Leben ist aus mir entwichen und schwebt über dem winterlichen Tal, ist selber nichts anderes mehr als das sanfte, anheimelnde Tal in der winterlichen Kälte.

[...]

Die Nacht bricht an, die vierte Nacht, und ruft Gespenster wach. Im schwarzen Gewirr des Wagens findet sich jeder plötzlich allein, allein mit seinem Durst, seiner Müdigkeit, seiner Angst. Dumpfes Schweigen hat sich auf uns gelegt, nur unterbrochen von undeutlichem, langhin-

gezogenem Klagen. Jede Nacht das gleiche. Später werden die verzweifelten Schreie derer aufgellen, die zu sterben meinen. Schreie aus Alpträumen, die man mit allen Mitteln ersticken muß. Man schüttelt den Kerl, der sich windet und krümmt und mit weit offenem Munde brüllt. Wenn sonst nichts hilft, ohrfeigt man ihn. Aber vorderhand ist noch die verworrene Stunde der Erinnerungen. Sie steigen auf, schnüren einem die Kehle zu, legen den Willen lahm. Ich jage sie weg. Ich bin zwanzig Jahre alt, ich kümmerge mich einen Dreck um Erinnerungen. [...] Ich bin zwanzig Jahre alt, ich kann noch vieles aus meinem Leben auslöschen. In fünfzehn Jahren, wenn ich diese Geschichte schreibe, wird es unmöglich sein. Vermutlich jedenfalls. Die Dinge werden ihr Gewicht nicht nur in meinem Leben haben, sondern auch in sich selber. In fünfzehn Jahren werden die Erinnerungen schwerer sein. Mein Leben wird vielleicht unrettbar schwer geworden sein. Aber heute nacht im Moseltal, mit dem pfeifenden Zug und dem Jungen aus Semur, bin ich noch zwanzig Jahre alt und kümmerge mich einen Dreck um die Vergangenheit.

[...]

Der Zug hält. Der Bahnhof schwimmt in blauverschleiertem, spärlichem Licht. Wie gut erinnere ich mich noch an dieses fahle, heute vergessene Licht. Seit 1936 kenne ich es, dieses Licht des Wartens. Es ist ein Licht, bei dem man ängstlich auf den Augenblick harret, da man alle Lichter ausmachen muß. Ein Licht vor dem Alarm, in das schon der Alarm seinen Schatten wirft.

Später weiß ich – das heißt, in dem Augenblick, als wir in diesem deutschen Bahnhof sind, denke ich noch nicht daran, denn es ist ja noch nicht passiert –, später habe ich erlebt, daß man nicht nur die Lichter ausmachen mußte. Auch das Krematorium mußte man ausmachen. Durch die Lautsprecher kam die Meldung, feindliche Verbände seien über Deutschland eingeflogen. Wenn es abends geschah und die Bomber bis auf eine gewisse Entfernung herangekommen waren, gingen die Lagerlichter aus. Der Spielraum an Sicherheit war nicht groß, denn die Fabriken mußten weiterarbeiten und die Unterbrechungen so kurz wie möglich sein. Trotzdem, wenn ein bestimmter Punkt erreicht war, gingen die Lichter aus. Wir blieben im Dunkel und hörten darin das Dröhnen mehr oder weniger naher Flugzeuge. Nun kam es jedoch vor, daß das Krematorium mit Arbeit überladen war. Der Anfall an Leichen läßt sich nämlich nur schwer auf die Kapazität eines Krematoriums abstimmen, selbst wenn es noch so gut ausgestattet ist. Da lief das Krematorium dann immer auf Hochtouren, und riesige orangerote Flammen

schossen in dichtem Rauchschwall zum Krematoriumsschornstein hinaus. „In Rauch aufgehen“, sagt man im Lager. Wenn dem Scharführer, dem brutalen Kerl, deine Nase nicht gefällt, bist du wegen der kleinsten Sache dran und gehst in Rauch auf. Ein Kamerad im Revier liegt im Sterben, gleich wird er in Rauch aufgehen. Die Flammen leckten also zum viereckigen Krematoriumsschornstein heraus. Da hörte man plötzlich die Stimme des wachhabenden SS-Mannes im Kontrollturm. Durch die Lautsprecher tönte sie: „Krematorium ausmachen, Krematorium ausmachen!“ Gern taten sie's sicher nicht, das Feuer im Krematorium löschen, denn das drückte die Leistung herab. Der SS-Mann war deshalb auch gereizt und bellte mit eintöniger, gehässiger Stimme: „Krematorium ausmachen!“ Wir saßen im Dunkel und hörten den Lautsprecher brüllen: „Krematorium ausmachen! – „Hört ihr's“, sagte ein Kamerad, „die Flamme schlägt wieder heraus.“ Und wir warteten weiter im Dunkel.

Aber das alles kommt erst später. Später auf dieser Reise. Jetzt sind wir noch auf diesem deutschen Bahnhof, und ich weiß noch nichts vom Vorhandensein der Krematorien und ihren Unannehmlichkeiten bei abendlichem Alarm.

[...]

Auf dem Bahnsteig stehen Leute, und jetzt merken sie, daß wir kein gewöhnlicher Zug sind. Sie müssen gesehen haben, daß sich hinter den vergitterten Löchern Gestalten bewegen. Sie reden miteinander, zeigen mit den Fingern auf den Zug und gebärden sich ganz aufgeregt. Genau unserem Wagen gegenüber steht ein etwa zehnjähriger Junge mit seinen Eltern. Er horcht, was sie sagen, schaut zu uns herüber und nickt mit dem Kopf. Dann rennt er davon. Und kommt mit einem großen Stein in der Hand wieder angelaufen. Und nähert sich uns und schleudert mit aller Kraft den Stein gegen die Öffnung, neben der wir stehen. Blitzschnell werfen wir uns zurück, der Stein prallt vom Stacheldraht ab, um ein Haar hätte er den Jungen aus Semur ins Gesicht getroffen. [...]

Im selben Augenblick fährt der Zug an. Auf dem Bahnsteig bleibt ein zehnjähriger Junge zurück, der uns die Faust nachschüttelt und unflätige Ausdrücke brüllt.

„Sind alles Boches, sag ich dir“, sagt der Junge aus Semur, „da braucht's keinen Grips, alles Boches, durch die Bank.“ [...]

Ich sage nichts mehr, mir ist nicht nach Diskutieren zumute. Ich frage mich, wie viele Deutsche noch umgebracht werden müssen, damit dieses deutsche Kind Aussicht hat, kein Boche zu werden. Er kann nichts dafür, der Junge, und doch kann er dafür. Er hat sich nicht sel-

ber zu einem kleinen Nazi gemacht, und doch ist er ein kleiner Nazi. Vielleicht hat er schon gar keine andere Wahl mehr, als jetzt ein kleiner Nazi zu sein und später ein großer Nazi zu werden. In diesem persönlichen Bereich verliert alles Fragen seinen Sinn. Ob dieser Junge aufhört, ein kleiner Nazi zu sein, oder ob er ein bewußter kleiner Nazi wird, ist ohne Belang. Das einzige, was uns vorderhand übrigbleibt, damit dieser Junge noch Aussicht hat, kein kleiner Nazi mehr zu sein, ist die Vernichtung der deutschen Armee – ist, noch ungezählte deutsche Männer umzubringen, damit sie keine Nazis mehr sein müssen, oder Boches, wie der Junge aus Semur es primitiv und unüberlegt ausdrückt. [...] Denn wenn sie wirklich durch und durch Boches sind, werden sie nie etwas anderes sein. Ihr Boche-Sein ist wie etwas Wesenhaftes, das sich jedem menschlichen Zugriff entzieht. Sind sie Boches, so bleiben sie Boches, ein für allemal. Das ist dann nicht mehr etwas sozial Gegebenes, wie etwa, daß sie Deutsche und Nazis sind. Sondern es ist eine Wirklichkeit, die vor aller geschichtlichen Tatsächlichkeit liegt und gegen die man machtlos ist. Es wäre umsonst, die deutsche Armee zu vernichten, die Überlebenden wären immer noch Boches. Nichts bliebe mehr übrig, als sich ins Bett zu legen und auf bessere Zeiten zu warten. Aber es sind ja keine Boches. Es sind Deutsche und oft Nazis. Zur Zeit sogar ein wenig allzuoft. Ihr deutsches und allzuoft nazistisches Sein ist ein Teil einer gegebenen geschichtlichen Struktur, und nur die Verständigung unter den Menschen kann diese Fragen lösen.

# Ansprache

**Stefan Grüttner**

*Staatsminister*

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrte Abgeordnete des Hessischen Landtags, sehr geehrte Kollegen der Landesregierung, Herr Neumann, Herr Strauß, verehrte Ehrengäste, meine sehr verehrten Damen und Herren! Das Konzentrationslager Auschwitz, das am 27. Januar 1945 befreit wurde, ist das Symbol für den millionenfachen Mord an Menschen – den Mord an Kindern, Frauen und Männern. Seit 1996 ist der 27. Januar der Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus in Deutschland. Seit 2006 gedenken wir weltweit der Opfer der NS-Zeit. Unser aller Wille, die gemeinsame Erinnerung lebendig zu halten, hat auch nach 63 Jahren nicht nachgelassen. Deshalb begehen wir diesen Gedenktag auch heute in der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden.

Wir gedenken der Opfer des Nationalsozialismus im Namen aller Bürgerinnen und Bürger unseres Landes. Wir gedenken heute der Menschen, die der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zum Opfer gefallen sind, die entwürdigt, entrechtet, enteignet, vertrieben und ermordet wurden. Wir gedenken der Millionen Juden, die grausam in Vernichtungslagern ermordet wurden. Wir gedenken der Sinti und Roma, der Kranken, wir gedenken der Menschen mit Behinderung und vielen Andersdenkenden, die verfolgt und ermordet wurden.

Wir trauern um alle Opfer der Gewalt, die von Deutschland ausging. Wir fühlen Abscheu und Verachtung gegenüber einem Regime, das diese Verbrechen an der Menschlichkeit begangen hat.

Wir haben in Deutschland und in Hessen die Verantwortung, die Erinnerung an all dieses Leid und an seine Ursachen wachzuhalten. Die heutige und künftige Verantwortung von uns Deutschen heißt, dafür zu sorgen, dass es nie wieder dazu kommen kann. Deshalb darf es keinen Schlussstrich geben. Dies ist die entscheidende Aufgabe, heute eine Wiederholung – in welcher Form auch immer – zu verhindern. Die Erfahrung der NS-Zeit verlangt das von uns und von kommenden Generationen.

Dazu gehört die Kenntnis der Folgen von Rassismus und Totalitarismus, das Wissen um die Anfänge, das oft im Kleinen, fast Banalen lag.

So war es auch hier in Hessen wie in den anderen Teilen Deutschlands, wo teilweise die Verfolgung der alt eingesessenen und angesehenen jüdischen Bevölkerung, die Teil unserer damaligen Gesellschaft war, mit Verunglimpfung und Boykottierung begann. Bald folgten die Zerstörung der religiösen Stätten und die zunehmende Entrechtung der Menschen.

1938 – vor 70 Jahren – brannten viele Synagogen. Am Ende der Verfolgung standen schließlich die Deportation und die Ermordung. Hinter der großen Zahl der Opfer, die wir heute beklagen, hinter den Millionen standen einzelne Menschen.

Einige von ihnen haben das Schreckliche überlebt und darüber Zeugnis abgegeben. Einige der Opfer wurden uns heute vorgestellt. Hören wir den Berichten über die persönlichen Schicksale dieser Menschen gut zu. Denken wir nach über die ergreifenden Geschichten der Opfer, ihren Lebensweg, der in einen Leidensweg mündete, dann bekommt das Grauen ein Gesicht und einen Namen wie die Geschichte der Lilli Jahn aus Hessen, die 1944 im Konzentrationslager Auschwitz starb. Wir empfinden Schmerz und Trauer.

Einige haben das Leben im Lager überstanden, sind der Ermordung entkommen. Anna Mettbach hat die Verfolgung überlebt und ist heute unter uns. Neben den Menschen, die ermordet wurden, und neben denen, die die Lager überlebt haben, gelang es einigen, aus diesem Land zu fliehen. Auch sie sind Opfer. Wir müssen uns vergegenwärtigen, was es heißt, die Heimat verlassen zu müssen und in einem fremden Land, dessen Sprache man nicht spricht und dessen Kultur man nicht kennt, um Aufnahme bitten zu müssen, was es heißt, dort Fuß zu fassen und eine Beschäftigung zu finden, um den Lebensunterhalt zu sichern und Freunde und Verwandte in Unsicherheit zu wissen.

Wir Deutsche haben lernen müssen, dass das Unfassbare geschehen konnte. Wir nehmen die bittere Wahrheit dieser Zeit in den Blick und werden die Jahre der schrecklichen Herrschaft des Nationalsozialismus nicht vergessen. Daran muss immer wieder erinnert werden.

Wir haben aber auch die Gewissheit, dass wir den Weg zu unserer freien und demokratischen Gesellschaft gegangen sind. Das macht uns Mut für die Zukunft. Das Bewusstsein, dass sich die nationalsozialistische Diktatur mit ihren menschenverachtenden Verbrechen nicht noch einmal wiederholen darf, muss auch zukünftig einer der Grundpfeiler unserer Gesellschaft sein.



Deshalb ist dieser Gedenktag mehr als die Erinnerung an das furchtbare Vergangene. Er ist eine nachdrückliche Forderung zur Achtsamkeit, denn es gilt zugleich, den jungen Menschen in unserem Land historisches Wissen und emotionale Betroffenheit so zu vermitteln, dass sie eine Beziehung zur Gegenwart – also gegenwärtige moralische Sensibilität und politische Verantwortung – ermöglichen.

Betroffenheit darf nicht ratlos machen. Wissen, das folgenlos bleibt, ist gesellschaftlich wirkungslos. Erinnerungsarbeit muss dazu führen, die Gefährdungen der Demokratie, die Mechanismen von Ausgrenzung, Ursachen, Erscheinungsformen und Wirkungen von Intoleranz und rassistischem Wahn zu begreifen, mit diesem Wissen und Empfinden die Gegenwart zu beobachten und in ihr zu handeln. Achtsam sein heißt, das Seine für ein friedliches und tolerantes Miteinander beizutragen und dort einzuschreiten, wo alte und neue Reflexe von Rassismus und Antisemitismus sichtbar werden.

Wir geben den Auftrag an die nachrückenden Generationen weiter, die Erinnerung an das Geschehene wachzuhalten, und wir ermahnen sie, diesen Auftrag anzunehmen, das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus selbst einmal weiterzugeben, auch dann, wenn bald keine Zeitzeugen der Vernichtung mehr da sein werden.

In den Familien gibt es Erzählungen über das Geschehene. In den Schulen werden die grundlegenden Werte wie Freiheit, Demokratie, Menschenrechte und Toleranz vermittelt. Entscheidend aber ist, dass jeder und jede Einzelne bereit ist, Verantwortung zu übernehmen und für diese Werte persönlich einzutreten und sowohl die Erinnerung an die Grausamkeiten, die hier in Deutschland begangen worden sind, als auch diese demokratischen Werte an die nächste Generation weiterzugeben.

Daran muss sich jede Generation neu bewähren. Das ist das Vermächtnis dieses Tages. Das ist das Vermächtnis der Opfer, derer wir heute gedenken.



Gedenkveranstaltung  
für die Opfer des Nationalsozialismus  
am 26. Januar 2009 im Zentrum für  
Soziale Psychiatrie,  
Am Mönchberg, Hadamar



*Von links:  
Karl-Christian Schelzke, Dr. Peter Barkey, Gerd Krämer, Dr. Georg  
Lilienthal, Lucia Puttrich, Norbert Kartmann, Uwe Brückmann,  
Dr. Uta George.*

## **Begrüßung**

**Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, werte Damen und Herren Abgeordnete, Herr Direktor Brückmann, Dr. Lilienthal! Im Namen des Landtags des Landes Hessen begrüße ich Sie am Vortag des 27. Januars zu einer gemeinsamen Veranstaltung zum Gedenken an die Opfer des Holocaust. Ich begrüße Sie auch im Namen der Landesregierung, vertreten durch Herrn Staatssekretär Krämer, der mitveranstaltenden und in diesem Jahr für diese Veranstaltung verantwortlich zeichnenden Kommunalen Spitzenverbände, dem Hessischen Städte- und Gemeindebund, dem Hessischen Städtetag, dem Hessischen Landkreistag und dem Landeswohlfahrtsverband Hessen.

Stellvertretend für sie heiße ich die Präsidentin des Städte- und Gemeindebundes, Frau Bürgermeisterin Lucia Puttrich, und Herrn Direktor Brückmann, den ich bereits erwähnt habe, sowie die hier anwesenden Direktoren der verschiedenen Spitzenverbände herzlich willkommen. Für den Landesverband der jüdischen Gemeinden gilt mein herzlicher Gruß Herrn Daniel Neumann und Herrn Mark Dainow sowie von der evangelischen Kirche in Hessen-Nassau Herrn Prof. Dr. Karl Heinrich Schäfer und Herrn Probst Klaus Eibach. Für den Verband der Sinti und Roma heiße ich Herrn Strauß herzlich willkommen. Bei Frau Silvia Schäfer und Herrn Stefan Albrecht bedanke ich mich herzlich für die musikalische Umrahmung dieser Gedenkstunde.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, vor über 13 Jahren, am 3. Januar 1996, erklärte der frühere Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus. Es ist der Jahrestag der Befreiung des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz am 27. Januar 1945. Auschwitz steht als Symbol für millionenfachen Mord, es steht für Verfolgung und Unterdrückung, für Unmenschlichkeit und Brutalität sowie für eine geradezu schrecklich perfekte und perverse Vernichtungsstrategie nie dagewesenen Ausmaßes. Der morgige Tag ist ein Tag des Gedenkens von mittlerweile internationaler Bedeutung. Zehn Jahre nach der Ansprache Roman Herzogs erklärte die Versammlung der Vereinten Nationen im Jahre 2005 den 27. Januar zum Internationalen Gedenktag an die Opfer des Holocaust.

Morgen ist der 64. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz. Mit Anwachsen der zeitlichen Entfernung zu den Verbrechen des Nationalsozialismus wächst die Gefahr des Vergessens stetig. Bundespräsident Roman Herzog formulierte damals wie folgt: „Geschichte verblasst schnell, wenn sie nicht Teil eigenen Erlebens war.“ – Meine Damen und Herren, die Anzahl der Zeitzeugen, die die Geschichte durch die Weitergabe ihres eigenen Erlebens lebendig erhalten, wird immer geringer, und immer weniger Opfer können das Grauen des Erlittenen persönlich weitertragen.

Es ist also unsere Aufgabe, immer wieder andere Wege zu finden, um gegen das Vergessen anzukämpfen, um die schrecklichen und unvorstellbaren Ereignisse als Warnung und als Lehre für zukünftige Generationen lebendig zu erhalten.

Der Holocaustgedenktag dient diesem Ziel in hohem Maße, weshalb sich Hessen entschlossen hat, diesen alljährlich zu begehen. Um diesen Gedenktag und seine Botschaft in unserem Land einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ihm eine breitere Aufmerksamkeit zu verschaffen, erschien es mir vor geraumer Zeit geboten, auch außerhalb unserer Landeshauptstadt diese Veranstaltungen durchzuführen. Ich bin daher den Kommunalen Spitzenverbänden und dem LWV sehr dankbar, dass sie meinem damaligen Vorschlag gefolgt sind und diesen Gedenktag an wechselnden Orten mitverantwortlich gestalten.

Mit der heutigen gemeinsamen Gedenkveranstaltung im Festsaal des Zentrums für Soziale Psychiatrie in Hadamar in Nachbarschaft zu der Gedenkstätte für die Opfer der NS-Euthanasie-Verbrechen folgen wir dieser Vereinbarung. Wir leisten damit auch hier einen Beitrag zu einer dauerhaften Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Nationalsozialismus.

Meine Damen und Herren, mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die Gebäude der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt in Hadamar durch die Wehrmacht als Reservelazarett benutzt. Nach dem Ausbau durch die T4-Zentrale Ende 1940 war die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Hadamar von 1940 bis 1942 eine der sechs Euthanasie-Tötungsanstalten im ehemaligen Deutschen Reich. In diesem Zeitraum wurden dort über 10.000 kranke und behinderte Menschen getötet. Von 1942 bis 1945 war Hadamar eine Anstalt der sogenannten wilden Euthanasie, in der noch einmal 5.000 Menschen ermordet wurden.

Schwerpunkt der Gedenkstättenarbeit ist die historische Bildung von Jugendlichen und Erwachsenen. Hierüber werden wir später bei dem von Herrn Dr. Lilienthal geleiteten Rundgang durch die Gedenkstätte vor Ort mehr erfahren, wofür ich Ihnen, sehr geehrter Herr Dr. Lilienthal, jetzt schon herzlich danken möchte.

Zu diesem Tag des Gedenkens laden wir uns alljährlich Gäste ein, von denen wir wissen, dass sie uns und unserer Zeit zu den Geschehnissen dieser zwölf Jahre barbarischer nationalsozialistischer Diktatur etwas zu sagen haben, schon viel gesagt und im Kampf gegen das Vergessen bedeutende Beiträge geleistet haben.

Die Gedenkrede wird in diesem Jahr der Journalist und Schriftsteller Ernst Klee halten. Sehr geehrter Herr Klee, ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme und begrüße Sie ganz herzlich.

Ernst Klee wurde 1942 in Frankfurt geboren. Er absolvierte zunächst eine Lehre als Sanitär- und Heizungstechniker. Im Anschluss daran holte er das Abitur nach und studierte Theologie und Sozialpädagogik. Nach Abschluss des Studiums begann er, als Journalist zu arbeiten. Er arbeitete unter anderem für den Hessischen Rundfunk und die Wochenzeitung „Die Zeit“. Daneben begann er zu publizieren.

Der von Ernst Klee verfasste „Behinderten-Report“ aus dem Jahr 1974 wurde zum Standardwerk über die Probleme einer großen Randgruppe in unserer Gesellschaft.

Mit dem Anfang der Achtzigerjahre befasste sich Ernst Klee verstärkt mit der Zeit und dem Verbrechen des Nationalsozialismus. Er forschte in den Archiven nach bisher vernachlässigten Dokumenten über den Massenmord an Behinderten. Seine Erkenntnisse verarbeitete er unter anderem in seinen Büchern „Euthanasie“ im NS-Staat und „Vernichtung unwerten Lebens“.

Ernst Klee wurde mit verschiedenen Auszeichnungen für seine Arbeit gegen das Vergessen geehrt. Der Adolf-Grimme-Preis, der Geschwister-Scholl-Preis, die Goethe-Plakette der Stadt Frankfurt und – auch eine hohe Auszeichnung des Landes Hessen – die Wilhelm-Leuschner-Medaille sind ihm deswegen verliehen worden.

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen allen, dass Sie nach Hadamar gekommen sind. Ich hoffe sehr, dass wir auch mit dieser Veranstaltung das erreichen können, was wir erreichen müssen, nämlich eine

öffentliche Aufmerksamkeit. Es wird in den nächsten Jahren unser Bemühen sein, noch mehr dafür zu sorgen, dass das, was wir an diesem Gedenktag zu sagen haben, noch breiter, noch tiefer in unsere Gesellschaft Einzug halten wird, als dieses zurzeit der Fall ist.

Ich bedanke mich ganz herzlich und darf nun Herrn Dr. Lilienthal bitten, das Wort zu nehmen.



# Ansprache

## Dr. Georg Lilienthal

*Leiter der Gedenkstätte Dr. Georg Lilienthal*

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, meine Damen und Herren Abgeordnete, sehr geehrter Herr Staatssekretär Krämer, sehr geehrter Herr Präsident des Staatsgerichtshofs des Landes Hessen Prof. Dr. Klaus Lange, sehr geehrte Vertreter der Kommunalen Spitzenverbände, sehr geehrte Frau Präsidentin Puttrich, sehr geehrter Herr geschäftsführender Direktor Kaiser, sehr geehrter Herr geschäftsführender Direktor Schelzke, sehr geehrter Herr geschäftsführender Direktor Dr. Dieter, sehr geehrter Herr Landesdirektor Brückmann, sehr geehrter Herr Klee, meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich begrüße Sie im Namen der Gedenkstätte Hadamar ganz herzlich zu unserer gemeinsamen Gedenkfeier. Heute wollen wir neben den vielen anderen Opfern, welche die nationalsozialistische Gewaltherrschaft forderte, speziell der Opfer der Euthanasieverbrechen gedenken.

Das Jahr 2009 ist für Menschen mit Behinderung ein denkwürdiges Jahr. Vor 70 Jahren stellte Hitler die Ermächtigung zum Krankenmord aus, rückdatiert auf den 1. September 1939. Sie ist die einzige überlieferte schriftliche Anordnung Hitlers für einen Massenmord. Die Befehle für andere Gewaltverbrechen – z.B. die Vernichtung der Juden – erteilte er höchstwahrscheinlich nur mündlich.

2009 jährt sich aber auch zum sechzigsten Mal die Verkündung des Grundgesetzes und damit die Gründung der Bundesrepublik Deutschland. Im Grundgesetz heißt es an hervorragender Stelle, nämlich in Art. 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“

Auf dieser Feststellung beruht unser staatsrechtliches demokratisches Gesellschaftssystem. Sie entspringt der Erfahrung mit dem Unrechtsregime der Nationalsozialisten.

Wie wenig die Menschenwürde in jenen Jahren galt, ist besonders an dem Schicksal psychisch kranker, geistig behinderter und sozial unangepasster Menschen abzulesen. Schon in der Weimarer Republik wurden sie in Propagandaschriften als lebensunwertes Leben bezeichnet

und ihre Vernichtung gefördert. Nach 1933 waren diese Menschen dem Zugriff staatlicher Gewalt schutzlos ausgeliefert.

Nicht nur ihre Menschenwürde wurde verletzt, sondern auch ihre körperliche Unversehrtheit. Schließlich wurde ihnen das Lebensrecht genommen. Es waren staatliche Stellen, die sie zu Hunderttausenden der Zwangssterilisation unterwarfen. Und es war die höchste Autorität im nationalsozialistischen Staat, nämlich Adolf Hitler, die ihre Ermordung anordnete und legitimierte.

Ausgeführt wurde diese Anordnung unter anderem hier in Hadamar. In dieser Anstalt wurden – Sie haben es gerade von Herrn Landtagspräsidenten Kartmann gehört – bis Kriegsende 15.000 Menschen ermordet.

Im vergangenen Oktober blickte die Gedenkstätte Hadamar auf ihr 25-jähriges Bestehen zurück. Sie verdankt ihre Entstehung dem Willen des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen, sich auch zu den dunklen Kapiteln der Geschichte seiner Einrichtung zu bekennen, die er 1953 als Rechtsnachfolger der Bezirksverbände Wiesbaden und Kassel übernommen hatte.

Es gibt eine über 50-jährige Tradition des Gedenkens an die Euthanasieopfer hier in Hadamar. Bereits im März 1953 hatte der Landesrat des Bezirksverbandes Wiesbaden Dr. Friedrich Stöffler im Haupteingang der damaligen Landesheilanstalt Hadamar ein Relief zum Gedenken an diese rund 15.000 Opfer feierlich enthüllt. Es ist das erste Mahnmal dieser Art in der Bundesrepublik.

Die Gedenkstätte Hadamar ist heute in der deutschen Gedenkstättenlandschaft fest etabliert. Dies lässt sich auch an Zahlen ablesen. 2008 verzeichneten wir 17.000 Besucher. Das ist im Vergleich zum Vorjahr eine Steigerung um 19 %. Zu unseren Aufgaben zählt das individuelle Gedenken an die Opfer, die Erteilung von Auskünften über das Schicksal der Ermordeten an Angehörige und Erinnerungsinitiativen in Städten und Gemeinden sowie die Betreuung von Besuchern.

Ziel unserer pädagogischen Bemühungen ist es, unsere Besucher für den Umgang mit Menschen mit Behinderung oder überhaupt mit Menschen, die an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt werden, sensibel zu machen. Wir wollen darauf aufmerksam machen, dass die schrittweise Beschneidung der Menschenrechte und die Missachtung der Menschenwürde, welche die NS-Euthanasie-Opfer zunächst erdul-

den mussten, bevor sie ermordet wurden, die Grundlagen einer demokratisch verfassten Gesellschaftsordnung bedrohen und zerstören.

Ziel der Gesellschafts- und besonders der Behindertenpolitik in der Bundesrepublik ist eine Gesellschaft, in der Menschen mit Behinderungen nicht mehr ausgeschlossen, sondern in allen Bereichen gleichberechtigt eingebunden sind. Davon sind wir noch weit entfernt, wie allein das fehlende Angebot historisch-politischer Bildung für behinderte Menschen zeigt.

Angesichts von fast 9 Millionen Menschen mit Behinderungen in Deutschland sehen wir eine spezielle Aufgabe darin, unsere Gedenkstätte dieser Bevölkerungsgruppe zu öffnen. Damit meine ich nicht nur rollstuhlgerechte Zugänge, sondern die Entwicklung von Konzepten mit und für behinderte Menschen als Besucher, damit sie sich über die Geschichte der Verfolgung ihrer Gruppe in der NS-Zeit informieren können.

Mit dieser neuen Aufgabe haben wir in der Gedenkstätte Hadamar vor einigen Jahren unter der Federführung von Frau Dr. George und mit Unterstützung unseres Fördervereins in Theorie und Praxis begonnen. Bis heute haben rund 700 behinderte Menschen aus dem In- und Ausland unsere Einrichtung besucht. Damit hat sich die Gedenkstätte Hadamar auch als ein Ort historisch-politischer Bildung für Menschen mit Behinderungen positioniert.

Mit der Feier heute setzen Sie, sehr geehrte Damen und Herren, als Repräsentanten des Hessischen Landtages, des Hessischen Städte- und Gemeindebundes und des Landeswohlfahrtsverbandes Hessen ein Zeichen in der Öffentlichkeit und speziell für die vielen Menschen mit Behinderungen, dass nämlich die Opfer des Krankenmordes nicht weniger Opfer nationalsozialistischer Gewaltverbrechen waren als Juden, Sinti und Roma und zahlreiche andere Opfergruppen, derer am 27. Januar eines jeden Jahres gedacht wird. Sehr geehrte Damen und Herren, dafür bin ich Ihnen sehr dankbar.

## Gedenkrede

### Ernst Klee

*Journalist und Schriftsteller*

An einem Tag im August 1941 trifft sich die Gefolgschaft – im Dritten Reich hieß das „Gefolgschaft“ – der Vergasungsanstalt Hadamar zum gemeinsamen Mittagessen. Der Direktor der Einrichtung Dr. Friedrich Berner erhebt sich zu einer Ansprache. Dr. Berner ist für einen Direktor einer Vergasungsanstalt sehr ungewöhnlich. Er ist Dr. med. habil., Röntgenologe der Frankfurter Universität, der noch ein Jahr zuvor als Dozent gelehrt hat. Berner erklärt der Belegschaft, heute werde die zehntausendste Leiche gefeiert und abends hätten sich alle zur Feier einzufinden.

Gegen Abend versammelt sich die Gefolgschaft auf dem Flur oberhalb der Gaskammer. Jeder bekommt eine Flasche Bier. Dann geht es in den Keller. Dort ist auf einer Bahre eine nackte männliche Leiche aufgebahrt. Sie wird in den Verbrennungsofen geschoben, und einer der Gefolgschaftsmitglieder hält eine Leichenrede, einen Geistlichen imitierend. Die zehntausendste Leiche in Hadamar wird mit Musik gefeiert. Die Feier endet mit einem Umzug durch das Anstaltsgelände und einer Sauferei im Gemeinschaftssaal. Der Gemeinschaftssaal dürfte dieser hier sein.

Die Forderung nach der Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens ist keine Erfindung der Nazis. Man muss das ganz deutlich sagen. Sie ist über Jahrzehnte vorformuliert und betrifft nicht nur psychisch Kranke und Behinderte. Die Forderung stammt unter anderem aus den Reihen der Psychiatrie selbst. So wird 1933, getragen – so muss man sagen – von einer breiten Zustimmung bis hin zu den Kirchen, das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses verabschiedet, das die zwangsweise Sterilisierung von angeblich Erbkranken vorsieht. Vom Sterilisierungsgesetz sind von der Zahl her am meisten Hilfsschüler betroffen, die überhaupt nicht erbkrank sind.

Vor allem ab 1936 wird die Vernichtung des lebensunwerten Lebens, die Vernichtung von Menschen, ausnehmend durch Hungerkostration, in Gang gesetzt. Die flächendeckende Ermordung von Menschen beginnt mit dem Krieg gegen Polen. In Polen werden die Menschen per Genickschuss – es sind, wie später bei der Judenvernichtung, Massen-

erschießungen – getötet, Kranke werden aus den Krankenhäusern herausgetrieben und unten mit einer Maschinengewehrsalve erschossen; es sind auch bereits Gaswagen im Einsatz. In Polen, das ist wenig bekannt, existiert bereits ab Herbst 1939 eine Gaskammer. Die leergemordeten Krankenhäuser dienen zum Teil der SS und vor allem der Wehrmacht als Gebäude.

Ich muss es leider sagen: Der Anteil der Wehrmacht an der Euthanasie über die Anforderung von Gebäuden ist bei uns überhaupt nie diskutiert worden. Aber der Anteil ist erschreckend. Das Unverständnis dessen, was da geschieht, ist komplett.

Die Vernichtung der Kranken wird von der Kanzlei des Führers der NSDAP organisiert. Das ist eine Privatkanzlei Hitlers. Diese gründet verschiedene Scheinfirmen, die ich jetzt im Einzelnen nicht alle aufzählen will. Aber es sind alles Scheinorganisationen, die nur auf dem Briefkopf existieren. Das ist immer die Kanzlei des Führers. An der Planung des Mordes sind führende Anstaltsdirektoren und Psychiatrieprofessoren beteiligt. Wir können nicht sagen: Es waren die Nazis. Es kam aus der Psychiatrie selbst.

Die erste Vergasungsanstalt im Deutschen Reich wird in Grafeneck auf der Schwäbischen Alb errichtet und beginnt am 18. Januar 1940. Auch dort werden nicht nur Behinderte ermordet, sondern auch z. B. Menschen, die im Altersheim leben oder sonst vom Staat unterhalten werden.

Diese Menschen werden per Meldebogen erfasst. Das ist ein DIN-A4-Bogen, auf dem unter anderem nach der Rasse und auch nach der Arbeitsleistung gefragt wird. Diese Meldebogen werden von Psychiatern begutachtet. Diese Psychiater entscheiden, ob jemand zum Tode in der Gaskammer verurteilt wird oder nicht. Sie entscheiden nach einem Meldebogen. Sie haben keine Krankenakte gesehen, und sie haben natürlich den Kranken auch nie gesehen.

Eine dieser Psychiater, ein Anstaltsdirektor mit dem „schönen“ Namen Schreck hat nachweislich in einem Dreivierteljahr 15.000 Meldebogen bearbeitet und fast fünfzehntausendmal die Menschen für die Gaskammer verurteilt.

Dieser Mann ist einer der Wenigen, die nach dem Kriege verurteilt wurden, der die Strafe aber nicht angetreten und der später seine Pension gnadenhalber bekommen hat. Am Ende hat man ihm auch noch

die Gerichtskosten ersetzt. Dieser Mann, der fünfzehntausendmal Menschen für die Gaskammer bestimmt hat, durfte als niedergelassener Arzt weiter arbeiten.

Die Schere von Weitermachen der Täter und Nichtachtung der Opfer ist gerade bei der Euthanasie unendlich. Ein Drittel der deutschen psychiatrischen Ordinarien hat Patienten für die Gaskammer bestimmt, und es ist kaum einer, der nicht später wieder gelehrt hätte. Die anderen, die nicht als Gutachter tätig waren – ich meine die Ordinarien –, haben den Massenmord wissentlich gedeckt.

Das in Grafeneck eingesetzte Personal kommt dann nach Hadamar. Ein Teil des Personals kommt allerdings auch aus unserer Gegend, aber das eingearbeitete Personal aus Grafeneck, wo man auch die zehntausendste Leiche gefeiert hat. Eine Schwester, die erst in Grafeneck und dann in Hadamar war, hat es auf einen sehr kurzen Nenner gebracht, was geschieht, wenn die Patienten antransportiert werden. Sie hat gesagt: „Die ankommenden Kranken wurden von dem Schwesternpersonal in Empfang genommen, ausgezogen, gemessen, fotografiert, gewogen und dann zur Untersuchung gebracht. Jeder ankommende Transport wurde ohne Rücksicht auf die Tageszeit sofort untersucht und ... sofort vergast.“ Das gilt für alle Anstalten. Diese von ihr angesprochene Untersuchung diente nur dazu, um hinterher eine glaubwürdige Todesursache zu erfinden.

Der Krankenmord beginnt, was die Zahlen der Opfer angeht, erst einmal zögerlich. Insgesamt werden 70.000 Menschen vergast. Bis März 1940 sind es erst 1.429. Ich sage das deshalb, weil sich schon im April angesehene Wissenschaftler beschwerten, dass die Kranken einfach vergast und dann verbrannt werden, da man doch vorher die Gehirne herausnehmen könne, um sie der Wissenschaft nutzbar zu machen.

Es gibt bereits am 19. April 1940 ein Treffen in Berlin. Es werden weitere Psychiater angeworben. Dort sind auch Universitätslehrer, darunter zwei der berühmtesten Hirnforscher des letzten Jahrhunderts: Hugo Spatz und Julius Hallervorden. Die führen darüber Klage, dass die Leichen einfach verbrannt werden.

Es gibt einen Bericht von dieser Sitzung, wo ein Tagungsteilnehmer sagt: „In der Kanzlei des Führers herrschte während der Sitzung eine berausende Gehobenheit, vor allen Dingen bei den jüngeren Kolle-

gen.“ Die berausende Gehobenheit erklärt sich daraus, dass die Psychiater die therapie-resistenten Fälle, die Unheilbaren, loswerden.

Der Psychiater Paul Nitsche: „Es ist doch herrlich, wenn wir in den Anstalten den Ballast loswerden und nun wirklich richtige Therapie treiben können.“ – Sein Kollege Carl Schneider, der Professor in Heidelberg war: „Die Zeit wird nicht mehr fern sein, da man selbst die sogenannte unheilbare Geisteskrankheit der therapeutischen Bemühung zugänglich gemacht haben wird ..., sodass er trotz seiner Erkrankung nach seiner Unfruchtbarmachung ein tätiges Mitglied der Volksgemeinschaft bleiben kann.“ – Der therapierte Patient als sterilisierter Arbeitsklave: ein wahnsinniges Menschenbild.

Auf dieser Tagung am 19. April 1940 wird also beschlossen, den Patienten, die wissenschaftlich interessant sind, das Gehirn herauszunehmen. Deswegen finden Sie in jeder Vergasungsanstalt, auch hier, neben dem Vergasungsraum einen Raum mit Seziertisch.

Für mich ist immer mit das Schrecklichste gewesen, dass Julius Halervorden – ein wirklich weltberühmter Forscher – am 28. Oktober 1940 in der Vergasungsanstalt Brandenburg ist und dort in seiner Gegenwart 58 Kinder vergast werden, die er vorher über Jahre untersucht hat und die nun vergast werden, damit er die Gehirne bekommt. Das ist der Fall: Er war nach meiner Meinung kein Nazi in dem Sinn – formal sicher. Aber die Gier an wissenschaftliches „Material“ zu kommen, hat ihn zum Genozidverbrecher werden lassen.

Es gibt noch einen zweiten weltberühmten Forscher. Das ist der Neurologe Georges Schaltenbrand in Würzburg, nach dem Kriege als NS-Papst tituliert. Schaltenbrand versucht, Psychiatriepatienten mit Multiple Sklerose zu infizieren. Die Versuche endeten nur deshalb, weil seine menschlichen Versuchskaninchen in die Vergasungsanstalt abtransportiert waren.

Es sind nur zwei Beispiele für eine übliche Praxis. Die Patienten wurden vor der Ermordung noch als Versuchskaninchen benutzt.

Am 22. Juni 1941 hatte Hitlers Wehrmacht Russland überfallen und damit – ich muss das sagen, es ist wenig bekannt, und es will auch niemand daran erinnert werden – beginnt der flächendeckende Krankenmord in Russland, wirklich flächendeckend. Dieser Krankenmord geschieht: Die praktische Arbeit machen die SS-Kommandos, aber es

geschieht immer in Übereinkunft, manchmal auch im Auftrag der Wehrmacht.

Ein Wort muss ich an dieser Stelle sagen: Was geschieht, wenn deutsche Soldaten psychisch erkranken? – Psychisch kranke Soldaten galten in der Wehrmacht als minderwertig, als Ballast. Sie kamen in ein Sonderlazarett und wurden, wenn sie nicht therapierbar waren, an die Psychiatrie abgegeben. Sie wurden für dienstuntauglich erklärt. Sie wurden aus der Wehrmachtsfürsorge ausgegliedert und der allgemeinen Fürsorge übergeben. Danach war ihr Schicksal wie das aller anderen psychisch Kranken auch.

Von all den Verbrechen, die im Dritten Reich begangen worden sind, war der Behindertenmord, der Krankenmord das Verbrechen, das in der Bevölkerung auf den heftigsten Widerstand gestoßen ist. Das ist auch klar, weil nach und nach jede Familie erreicht wird.

Der Münsteraner Bischof Clemens August von Galen hat diese Angst am 3. August 1941 mit einer Predigt auf den Punkt gebracht. Ich lese daraus zwei Sätze vor: „Wenn man den Grundsatz aufstellt und anwendet, dass man den ‚unproduktiven‘ Mitmenschen töten darf, dann wehe uns allen, wenn wir alt und altersschwach werden!“ – Das ist der Punkt. Und dann hat er gesagt: „Wenn man die unproduktiven Mitmenschen gewaltsam beseitigen darf, dann wehe unseren braven Soldaten, die als Schwerkriegsverletzte, als Krüppel, als Invaliden in die Heimat zurückkehren!“ – Das war der Punkt, der wiederum NS-Machthaber getroffen hat, denn eine Armee kämpft schlecht, wenn Verwundete Soldaten hinterher ermordet werden. Das ist ein Kapitel, über das wir – denke ich – die Wahrheit noch nicht kennen.

Am 24. August 1941, also unmittelbar nach der Galenpredigt – so kann man das meist in den Büchern nachlesen –, erfolgt ein Vergasungsstopp. Der Vergasungsstopp wird aber nur in Hadamar eingehalten. Die anderen Anstalten, die noch offen sind – ich will sie jetzt nicht einzeln aufzählen, es bringt auch nicht so viel, aber die, die die Vergasung der Kranken stoppen –, vergasen stattdessen KZ-Häftlinge, die unerwünscht oder krank sind. Es gibt eine Anstalt, Hartheim bei Linz in Österreich, die mordet bis unmittelbar Kriegsende. Wenn man die Transportlisten sieht, sieht man, dass unter diesen kranken KZ-Häftlingen auch Kinder sind.



Die Kinder wurden im Dritten Reich, wenn sie in einer Anstalt waren, wie die Erwachsenen abtransportiert und vergast. Die anderen, die zu Hause lebten, waren schwerer zu bekommen. Deshalb hat man die Meldepflicht eingeführt. Man hat einen Reichsausschuss zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden gegründet – erfunden, muss man sagen. Das ist eine Tarnbezeichnung. An diesen Reichsausschuss mussten die behinderten Kinder gemeldet werden.

Die Meldungen landeten wieder in der Kanzlei des Führers. Dort saßen zwei Leute, die keine Mediziner waren, und sortierten die Meldungen aus und überstellten die Fälle, von denen sie dachten, sie kommen infrage, an drei Kinderärzte. Ich habe wirklich Hunderte Krankenakten von Kindern gelesen. Bei den Kindern ist es absolut gleichgültig, ob diese Kinder brav sind, ob sie Fortschritte machen – manche können Instrumente spielen. Es ist völlig gleichgültig, denn allein entscheidend ist ihre spätere produktive Verwendbarkeit. Es gibt kein anderes Kriterium.

Diese Kinder kommen in sogenannte Kinderfachabteilungen – das war auch eine Tarnbezeichnung –, eine Abteilung, manchmal auch nicht, einer psychiatrischen Anstalt. Wenn man die Akten liest, die ja die Mörder geführt haben – die Krankenakten hatten ja die Mörder geführt, das muss man immer beim Lesen von Krankenakten berücksichtigen –, ist doch deutlich, dass sie unbewusst, ungewollt auch die Angst dieser Kinder dokumentieren: „Weint viel, aber leise“, heißt es z. B. in einer Krankenakte über ein blindes Mädchen, dass mit sieben Jahren an Lungenentzündung stirbt. Die Kinder werden vergiftet und bekommen am Ende tatsächlich eine Lungenentzündung.

In einem anderen Fall gibt es den Bericht einer Schwester, die sich vor der Deportation ihrer Kinder verabschiedet, und dort sagt dann ein kleines Mädel: „Dass wir uns trennen, Tante Hilma, muss wohl sein, aber nicht wahr, wir dürfen weinen.“ – Das ist ein unglaublicher Satz.

Die Angst der Kinder wie der Erwachsenen können wir überhaupt nicht nachempfinden. Von den Kranken ist bekannt, dass sie oft am Fenster voller Angst standen und schauten, ob wieder einer dieser Busse kommt und ob sie abgeholt werden. Die Angst in den deutschen Familien, der Angehörigen, ist deshalb auch so entsetzlich, weil sie keinen Beistand fanden, auch nicht bei der Justiz. Die Justiz hat den Krankemord gedeckt.

Ich bin Jahrgang 1942. Ich bin damit aufgewachsen, dass der Nationalsozialismus eine Zeit des Terrors war, in der Menschen verfolgt waren und sie nichts machen konnten. Bei diesem Thema und bei anderem musste ich lernen, dass das so nicht war, sondern dass sehr viele profitiert und gern mitgemacht haben.

Gerade im Wissenschaftsbereich setzte die Möglichkeit der absoluten Beforschbarkeit von menschlichen Objekten absolut euphorische Gefühle aus, weil es immer in den Schritten ging: Untersuchen, Töten, Obduzieren, Publizieren. – Ich will stellvertretend für viele dieser Äußerungen, endlich an menschliches Material zu kommen, einen Mann zitieren. Hans Heinze war der Leiter der größten Kindermordstätte im Deutschen Reich, in Brandenburg-Görden. Er wurde nach 1945 wiederum Leiter einer Kinder- und Jugendpsychiatrie.

Er jubelt einmal: „Bei unseren neurologischen Fischzügen haben wir so wunderbare Hechte aus dem Netz geholt, dass es eine wahre Freude ist.“ – Dies ist der Punkt: die Versuchlichkeit und die Möglichkeit der Wiederholung. Ich denke, das wird sich immer wieder wiederholen, wenn Forschung alles darf, was sie insgeheim gerne möchte. Das ist die Lehre, die ich unter anderem daraus ziehe.

Eine Frage, die immer kommen wird, will ich vorweg beantworten. Keiner dieser Medizinversuche, ob an Kindern oder an Erwachsenen, hat im Übrigen irgendeinen Wert für die Forschung gehabt.

Zurück zu Hadamar. Im August 1941 werden hier die Vergasungen gestoppt. Das ist Faktum. Das liegt zum einen daran, dass die geheime Reichssache nicht mehr geheim ist. Und es liegt zum anderen daran, dass ein Teil des Mordpersonals in die Vernichtungslager Belzec, Sobibor und Treblinka abgezogen wird. Aus Hadamar gehen 36 Mitarbeiter in diese Vernichtungslager. Das ist etwa ein Drittel der Belegschaft. Das sind vorwiegend Leichenverbrenner.

Die Vernichtung in Treblinka und in den anderen Lagern wird vom selben Personal wie bei der Euthanasie durchgeführt. Es sind dieselben Leute. Die Mordmethode, abgewandelt mit Autoabgasen, ist genau dieselbe. Die Täuschung der Opfer vor der Gaskammer, es gehe zum Duschen, ist auch eine Kopie der Euthanasie. Insgesamt gibt es aber keinen Stopp der Euthanasie. Es gibt nur einen Wechsel der Mordmethode. Man wählt den unauffälligeren Weg, indem man die Kranken auf

Hungerkost setzt. Entweder lässt man sie verhungern oder aber hilft ihrem Tode mit kleinen Überdosierungen von Medikamenten nach.

Eine geradezu monströse Hungeranstalt war die nicht sehr weit von hier entfernte Anstalt Weilmünster, die über Jahrzehnte genau dieses Faktum geleugnet hat. In Weilmünster sind die Menschen massenhaft gestorben. Das erste Mal habe ich davon erfahren, als der verstorbene Frankfurter Stadtpfarrer Adlhoch mir erzählte, dass er während des Krieges in Weilmünster als Anstaltsseelsorger war.

Er sagte mir damals: „Die bekamen nur Gemüse, sind auf den Stationen weithin eingegangen, hatten dauernd Durchfall ... Da die Betten durchgefaut waren, lagen die Sterbenden in der Badewanne im Wasser. Da habe ich ihnen da drin die Krankensalbung gespendet, das Wasser grüngefärbt und mit Kot. Sie waren nur noch Haut und Knochen, Haut und Knochen.“

Es gibt sehr viele Schilderungen aus Weilmünster über das massenhafte Verhungern der Patienten. Aber der Anstaltsdirektor Ernst Schneider sagte 1946 in einer Aussage vor Gericht: „Bei uns ist nicht einer verhungert.“ – Das ist auch eine Realität, mit der man klarkommen muss. Zum Beispiel der Leiter von Herborn, wo die Menschen genauso verhungert sind, sagte dasselbe. Es gibt offensichtlich gar keine Scham.

Im August 1942 wird Hadamar wieder Tötungsanstalt. Wie hier Menschen über Menschen entscheiden, hat die Tötungsschwester Agnes Schankel sehr drastisch ausgesagt. Sie sagte nämlich: „Dr. Wahlmann“ – das war der ärztliche Direktor in der Hungerzeit – „und Oberschwester Huber legten in Besprechungen fest, welche Kranken getötet werden sollen. Die Oberschwester unterrichtete mich wiederum und überließ mir den Umfang der Dosis und des Medikaments.“

Zu den Opfern in Hadamar gehörten ab 1943 auch sogenannte jüdische Mischlinge. Die Hadamarer Gemeindegeschwester Ottilie Vogel hat dies sehr anschaulich geschildert: „An einem Tag im Frühherbst des Jahres 1943 kam morgens eine Arbeitsmaid zu mir und fragte mich, wo das Erziehungsheim für Halbjuden in Hadamar sei. In ihrer Begleitung befanden sich ungefähr sechs bis acht Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren, alles Mädchen. Es waren alles nette, gesunde Kinder, und keines von ihnen machte einen kranken Eindruck.“

Da niemand von der Existenz des im Mai 1943 eröffneten Heims weiß, beschließt die Gemeindegeschwester, in der Anstalt selbst nach-

zufragen. Zitat: „Auf dem Weg dorthin traf ich im Anstaltsgarten die Schwester Margarete Borkowski,“ – das war die Leiterin des Heims – „die mit einer größeren Anzahl Kinder, des gleichen Alters wie die vorher erwähnten, Gartenarbeiten verrichtete. Ich fragte die Schwester Margarete gleich, was denn eigentlich mit den halbjudischen Kindern hier geschehe. Darauf erklärt sie mir: ‚Die werden nach und nach umgelegt.‘ Um die ganze Sache zu tarnen, würde der Inspektor Klein von der Landesheilanstalt den Kindern ab und zu Unterricht erteilen, damit die Kinder nicht merken würden, zu welchem Zweck sie dorthin gekommen seien. Als ich die Schwester fragte, ob sie das denn verantworten könne, es seien doch alles gesunde Kinder, erklärte sie, es täte ihr selbst leid, aber sie mache es ja nicht, das mache eine andere Schwester.“

Zu den Kindern, die in Hadamar umgebracht werden, gehören auch Günter und Wolfgang Heinemann. Ihr Vater Kurt Heinemann war Kommunist und auch noch Halbjude. Er wurde 1933 im Alter von 26 Jahren wirklich bestialisch gefoltert und bestialisch ermordet. Die Kinder kommen in ein kirchliches Heim und von dort hierher. Sie kommen hierher, obwohl sie „Vierteljuden“ sind – das ist eine furchtbare Begrifflichkeit, die da entstanden ist –, und die Mutter Helene Heinemann wird bald benachrichtigt, dass eines ihrer Kinder schwerkrank sei.

Ich zitiere die Mutter: „Ich bin abends nach dort gefahren“ – sie kommt aus dem Ruhrgebiet –, „und war am 6. Juli früh in Hadamar, dort wurde mir gesagt, mein Sohn Günter sei gestorben. Ich ging darauf zum Chefarzt, derselbe sagte mir, Frau Heinemann, Sie müssen sich schon damit abfinden, Ihre Kinder nicht wiederzusehen, denn das Judentum muss ausgerottet werden.“

Dieser Arzt, Dr. Wahlmann, ist mir sehr nachdrücklich in Erinnerung, weil er im Hadamarprozess immer davon erzählte, dass er im Kirchenchor war, dass er Orgel spielte, und man habe ihn wegen seiner Fürsorglichkeit für die Patienten als Jesus der Heilanstalt bezeichnet. Wir kriegen die Menschen nicht zusammen, was sie tun und was sie hinterher erklären.

Eine zweite Personengruppe, die hier in Hadamar umgebracht wird, die eigentlich nicht direkt zur Euthanasie gehört, aber insofern, als sie nicht mehr arbeitsfähig ist, das sind die polnischen und russischen Zwangsarbeiter. Diese Mordaktion beginnt im Juli 1944.

Wir haben dazu eine sehr eindrückliche Aussage des Oberpflegers Heinrich Ruoff, der sagte: „Sobald die Russen und Polen in die Heilanstalt kamen, gaben Pfleger Willig und ich ihnen die Einspritzungen... Alle diese Leute starben nach zwei oder drei Stunden. Ich schätze, dass Willig und ich zwei- oder dreihundert Polen und Russen Einspritzungen gaben, aber es können auch vierhundert oder fünfhundert gewesen sein. Jeder Pole und Russe, der hier ankam, während ich dort war, starb ein paar Stunden nach Ankunft.“

Georg Lilienthal hat in einem Beitrag das Schicksal von Ostarbeiterkindern am Beispiel der Tötungsanstalt Hadamar die Situation so beschrieben: „Von 468 ermordeten tuberkulosekranken ‚Ostarbeitern‘ waren 213 Kinder und Jugendliche, was einem Anteil von 45 % entspricht. Das jüngste Kind war ein 14 Tage alter russischer Junge! ... In dem ersten Transport aus dem Lager Pfaffenwald vom 28. Juli 1944, der abends Hadamar erreichte, befindet sich eine Familie aus Russland: Mutter, Vater, die zwölfjährige Tochter Schenja und der 13 Jahre alte Sohn Wasilij. ... In der Nacht vom 28. auf den 29. Juli wurde die Familie ausgelöscht.“

Über diese Familie Gawrow existieren, glaube ich, nur sechs Blatt, und wir erfahren aus diesen sechs Blatt gerade einmal die Geburtsdaten den Vaters und von seiner Frau Ekaterina noch nicht einmal das. Die Familie ist tatsächlich ausgelöscht.

Hadamar wird später als Auschwitz befreit. Am 26. März 1945 trifft die amerikanische Armee hier ein. Von diesem Eintreffen gibt es Filmaufnahmen. Ich habe diese Filmaufnahmen oft gesehen. Wenn man den Ort nicht weiß: Die Bilder unterscheiden sich nicht von den Aufnahmen von der Befreiung von den KZs. Die Menschen sind buchstäblich skelettiert; sie sind zum Skelett abgemagert.

Im Laufe des Krieges waren im Deutschen Reich und in Polen die Anstalten weitgehend leergemordet und zweckentfremdet worden. Am Ende des Krieges leben in den meisten Anstalten nur noch die wenigen Patienten, die in einem Arbeitskommando waren, die den Betrieb in Ganz hielten und als Arbeitskraft unbedingt nötig waren. Die anderen Kranken sind 1945 weitgehend ermordet.

Ernst Rüdin war der mächtigste Psychiater des Dritten Reiches. Er war auch Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Psychiatrie – heute: Max-Planck-Institut für Psychiatrie –, war Deutscher und Schweizer. Er

hat im Mai 1934 auf der Jahreshauptversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie ein Referat gehalten. Dabei sagte er: „Dem hohen Zuchtziel einer erbgesunden, begabten, hochwertigen Rasse muss der Psychiater dienbar sein.“ – Das waren sie.

Aber die Opfer dieser Rassenpolitik, die zwangsweise Sterilisierten wie die ermordeten Psychiatriepatienten, sind bis heute gesetzlich nicht als NS-Verfolgte anerkannt, und dies ist eine Schande.

# Ansprache

## Lucia Puttrich

*Präsidentin des Hessischen Städte- und Gemeindebundes*

Sehr geehrte Damen und Herren, im Namen der Kommunalen Spitzenverbände danke ich Ihnen ganz herzlich, dass Sie heute an dieser Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus teilgenommen haben. Die Gedenkveranstaltung für die Opfer des Nationalsozialismus findet in diesem Jahr hier in Hadamar statt. Mit diesem Ort verbinden wir das dunkle Kapitel der Ermordung von Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen hier in der damaligen NS-Tötungsanstalt.

Ich danke ganz besonders Herrn Ernst Klee für seine Gedenkrede – eine Gedenkrede, die uns beeindruckt hat, eine Gedenkrede, die Spuren hinterlassen hat. Mit seinem wegweisenden Buch „Euthanasie“ im NS-Staat hat Herr Klee schon einen unschätzbaren Dienst geleistet für die Wahrnehmung und erste Aufarbeitung der Aktion T4 und weiterer unfassbarer Geschehnisse hier in Hadamar.

Nach einer erhalten gebliebenen internen T4-Statistik wurden in der Anstalt Hadamar in nur acht Monaten – wie schon erwähnt – mehr als 10.000 Menschen durch das Gaskohlenmonoxyd ermordet, in der Sprache ihrer Mörder: desinfiziert.

Der Protest des evangelischen Landesbischofs Theophil Wurm und die Predigt des katholischen Bischofs von Münster Clemens August Kardinal Graf von Galen am 3. August 1941, deren Kopie in Umlauf geriet, werden als mitursächlich für den offiziellen Abbruch der Aktion T4 angesehen. Wie schon erwähnt hat Kardinal Graf von Galen am 3. August 1941 in seiner mutigen Predigt in St. Lamberti zu Münster angeprangert, dass aus Heim- und Pflegeanstalten Kranke abtransportiert werden und die Angehörigen nach kurzer Zeit die Mitteilung erhielten, der Kranke sei verstorben, die Leiche bereits eingeäschert.

Der Bischof von Münster äußerte den „an Sicherheit grenzenden Verdacht, dass man dabei jener Lehre folgt, die behauptet, man dürfe sogenanntes lebensunwertes Leben vernichten.“ Von Galen hält dem entgegen, dass jede mit Überlegung vorsätzlich ausgeführte Tötung Mord sei. Und da nach dem Strafgesetzbuch schon strafbar war, wenn

jemand nicht der Behörde anzeigte, wenn er von einem bevorstehenden Verbrechen wider das Leben wusste, hatte er bei der Staatsanwaltschaft Münster und dem Polizeipräsidenten Strafanzeige gestellt.

Aufgrund solcher öffentlichen Interventionen ließen die Täter von der Vergasung der Patienten ab, das Morden ging aber weiter. Erst die Besetzung Hadamars durch US-Truppen im März 1945 beendete die systematische Ermordung von Menschen.

Neben dem Wie und dem Was der Aktion T4 treibt uns das Warum eines solchen menschenverachtenden Handelns um, weil insgesamt die Ärzte in Hadamar freiwillig mitwirkten, oft sogar mit einer gewissen Begeisterung oder – wie es vorhin gesagt wurde – Euphorie. Dabei stellten sie die Ideologie und ihre eigene Einschätzung der Kranken über den Medizinereid, der die Tötung eines Patienten oder den Rat dazu verbietet.

Die Medizin wurde hier nicht von den Nazis instrumentalisiert. Die Medizin nutzte vielmehr die eröffneten Handlungsspielräume aus, um ihr sozial-sanitäres Programm zur Schaffung eines „erbgesunden Volkskörpers“ in die Praxis umzusetzen. Die meisten der mehr als 20 universitären Institute für Rassenhygiene waren bereits vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten gegründet worden.

Eine Schreibkraft aus der Verwaltung reflektierte über ihr Bleiben in einer Tötungsanstalt fast 20 Jahre später: „Ich habe mich jetzt schon oft gefragt, wie man überhaupt damals diese Dinge mitmachen konnte. Ich kann mir nur denken, dass man damals die Überzeugung hatte, dass alles, was vom Staate kam, rechtens sein müsse, da ja der Staat nicht Unrecht tun könne. So ist es vielleicht auch zu verstehen, dass viele von uns gar nicht den Versuch gemacht haben, von dieser Tätigkeit wegzukommen. Mag sie ihnen zu Anfang auch unerfreulich erschienen sein, so sind sie im Laufe der Zeit einfach in diese Dinge hineingewachsen und haben sich keine Gedanken mehr darüber gemacht.“

Meine sehr geehrten Damen und Herren, wir alle müssen unsere Stimme erheben, damit nicht eintritt, was der Schriftsteller, Politiker und Nobelpreisträger Elie Wiesel prophezeit: „Der Henker tötet immer zweimal, das zweite Mal durch Schweigen.“ – Daran mahnt uns die Tötung von kranken Menschen hier in Hadamar mit nachdrücklicher Klarheit. Und das mahnt uns, nicht nur abstrakt die Schuld anzuerkennen. Wir müssen uns ganz konkret an jedes Opfer erinnern, dem wir ein Gesicht



geben können. Ich danke dem Landeswohlfahrtsverband, der mit der Gedenkstätte hier in Hadamar einen wichtigen Beitrag des Erinnerns und des Mahnens leistet.

Sehr geehrte Damen und Herren, seit 1996 gedenken wir der Befreiung von Auschwitz als nationalen Feiertag für die Opfer des Nationalsozialismus. Seit vier Jahren folgt die Nationale Staatengemeinschaft diesem Beispiel weltweit. Wir gedenken in dieser Stunde aller Opfer des beispiellosen totalitären Regimes: Juden, Christen, Sinti und Roma, Menschen mit Behinderung, Homosexuelle, politisch Andersdenkende sowie Männern und Frauen des Widerstandes, Wissenschaftlern, Künstlern, Journalisten, Kriegsgefangenen und Deserteuren, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter und der Millionen Menschen, die unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft entrechtet, verfolgt, gequält und ermordet wurden.

Wir erinnern damit an unvorstellbares Menschheitsverbrechen, an Völkermord und systematisch betriebenen Massenmord. Wir bekennen zugleich unsere besondere Verantwortung im Kampf gegen Antisemitismus, Rassismus und Intoleranz.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihr Kommen und die Teilnahme an dieser Veranstaltung. Im Anschluss besteht Gelegenheit zum Gespräch im hinteren Teil des Saales. Ich danke Dr. Georg Lilienthal, dem Leiter der Gedenkstätte Hadamar, dass er uns abschließend durch die Gedenkstätte führen wird.



Gedenkveranstaltung  
für die Opfer des Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2010  
im Hessischen Landtag



## **Begrüßung**

### **Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags*

Herr Ministerpräsident, meine Damen und Herren Staatsminister, meine Damen und Herren Abgeordneten des Hessischen Landtags, verehrte Präsidenten der Kommunalen Spitzenverbände, sehr geehrter Herr Direktor des Landeswohlfahrtsverbandes, Vertreter der Religionsgemeinschaften, sehr geehrter Herr Prof. Müller, sehr geehrte Frau Müller, meine Damen und Herren!

Heute vor 65 Jahren wurde das Lager Auschwitz befreit. Am 8. Mai vor 65 Jahren war der Zweite Weltkrieg endlich beendet. Dann konnte das gesamte Ausmaß der nationalsozialistischen Diktatur erkannt werden. Ein Volk befand sich im moralischen Abgrund, an Leib und Seele zutiefst verwundet, sich nur ganz langsam bewusst werdend, was Schreckliches im eigenen Namen angerichtet worden war.

Etwa 50 Jahre später, 1996, hat der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar zum Gedenktag für die Opfer des Holocaust bestimmt. Wir begehen diesen in Hessen nicht ganz zehn Jahre, aber schon eine sehr lange Strecke, hier im Landtag und seit einiger Zeit im Wechsel mit den Kommunalen Spitzenverbänden irgendwo in diesem unserem Hessenland, wo es wichtig ist, diese Veranstaltung durchzuführen, weshalb wir auch heute hier gemeinsam Veranstalter sind.

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste, ich begrüße Sie zu unserer diesjährigen Gedenkfeier, die in die Plenarwoche fällt. Diese Veranstaltung zu diesem Datum entwickelt ihre eigene Tradition. Vordergründig heißt dies, sie ist fester Bestandteil im Veranstaltungskalender des Jahres. Tiefer gehend entwickelt sich diese Gedenkstunde zu einer wichtigen Institution wider das Vergessen im vielfältigen Mosaik derartiger Veranstaltungen in Deutschland.

Ich glaube, wir sind uns darin einig, dass die Zunahme der zeitlichen Entfernung zu dem beklagten Ereignis mit einer Zunahme der Aktivitäten des Dokumentierens, des historischen Diskurses und der kritischen Betrachtung des Zeitgeschehens im Zusammenhang mit dem Rückblick auf diese Zeit beantwortet werden muss. Das Erinnern muss in die Zukunft wirken, um eine Wiederholung der Geschehnisse zu verhindern.

Mit diesem wiederkehrenden Gedenktag halten wir, und das ist unsere Absicht, die Warnung für zukünftige Generationen wach. Die Geschichte hat gezeigt, dass es immer wieder Ereignisse gab, die Konflikte für die Gesellschaft in sich bargen und den Frieden gefährdeten. So sollte man auch in der Zukunft mit einem wachen Auge die jeweilige Gegenwart wahrnehmen.

Wir haben in der Vorbereitung Herrn Prof. Dr. Müller gebeten, heute hier zu uns zu sprechen. Wir kennen Herrn Prof. Dr. Müller als geschäftsführenden Vorstand der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. Seien Sie herzlich willkommen. Sie sind uns in vielfältiger Form verbunden, vor allem bei der Beratung zur Verleihung des Hessischen Friedenspreises, die wir vor Kurzem vorgenommen haben.

Herr Prof. Dr. Müller wurde 1949 geboren. Er studierte Germanistik, Soziologie, Philosophie und Politikwissenschaften an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Er ist seit 1976 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und seit 1984 Gastprofessor am Center for International Relations der Johns Hopkins University in Bologna. Herr Prof. Müller war Abteilungsleiter für Sicherheitspolitik am Centre for European Policy Studies. 1994 habilitierte er in Politikwissenschaften an der TH Darmstadt und war dort von 1994 bis 1998 als Privatdozent tätig. Seit 1999 ist er Professor für internationale Beziehungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

Meine Damen und Herren, zweifelsohne, um es einmal etwas salopp zu sagen, etwas anderes an Redner für heute: Politikwissenschaftler mit einem sehr tiefen Einblick in diese gesamte Welt und ihre Konfliktzonen, mit einem sehr tiefen Zugang zu internationalen Fragen der Sicherheit. Deswegen danke ich Ihnen herzlich, dass Sie uns hier zur Verfügung stehen. Obwohl aus der Nachbarschaft kommend, sind Sie weltweit unterwegs. Aber hier sind Ihre Wurzeln, und insofern passt es auch sehr gut, dass Sie heute bei uns im Hessischen Landtag sind.

Meine Damen und Herren, ich darf Frau Ofra Yitzhaki begrüßen. Sie ist eine sehr bekannte israelische Konzertpianistin. Wir waren der Meinung, dass es eine gute Sache ist, dass sie uns heute zur Verfügung steht. Ich bedanke mich ganz herzlich, dass Sie heute für uns hier spielen, Frau Yitzhaki.

Sie haben dem Programm entnehmen können, dass das erste Musikstück von Viktor Ullmann stammt. Viktor Ullmann ist wiederum im Kontext des heutigen Tages eine wichtige Persönlichkeit der Musik, ein Opfer der Nationalsozialisten, in Auschwitz-Birkenau im Oktober 1944 von denen umgebracht, zeitweise auch nach Theresienstadt deportiert, wo er auch sehr viel komponierte, unter anderem das Stück, das wir am Anfang gehört haben. Sehr beeindruckend, wenn man das vorher weiß, wie ich es wusste, und wenn man dann lesen kann, wie sich über Musik letztendlich auch die Situation des damals Komponierenden widerspiegelt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie uns diese Stunde mit dem Gedanken beleben, dass wir alle – unabhängig von dieser Stunde und einer Rede, einer zweiten oder dritten – die Verpflichtung haben, uns unserer Geschichte zu stellen, mit wachem Auge, wie ich bereits sagte, und vor allem wachen Ohren, zu schauen, dass Dingen widersprochen wird, von denen wir meinen, dass sie für den inneren Frieden unseres Landes, Europas und dieser Welt gefährlich sein könnten.

In diesem Sinne wünsche ich uns allen eine Stunde der Erkenntnis oder der Vertiefung dessen, was wir denken. Ich hoffe sehr, dass wir uns auch in den nächsten Jahren mal hier, mal draußen bei den kommunalen Partnern dieser Veranstaltung immer wiedersehen werden.

Ich darf nun den Hessischen Ministerpräsidenten bitten, ein Grußwort an uns zu richten.

## Grußwort

### **Roland Koch**

*Hessischer Ministerpräsident*

Herr Landtagspräsident, sehr verehrte Mitveranstalter, sehr verehrter Herr Prof. Müller, meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich hatte vor wenigen Tagen die Gelegenheit, in Bad Arolsen zu Gast zu sein, bei einer Institution, die in unserer internationalen Sprache mit ITS abgekürzt wird und International Tracing Service heißt, von der aber viele, viele Deutsche, wahrscheinlich fast alle, unter dem Stichwort des DRK-Suchdienstes als Einrichtung des Internationalen Roten Kreuzes irgendwann im Leben einmal gehört haben. Eine Einrichtung, die in einer beachtlichen, gründlichen, schauerlichen Weise die Details des Holocaust, der Konzentrations- und Todeslager dokumentiert.

In den letzten zwei Jahren ist über diese Einrichtung durchaus etwas mehr geschrieben worden als zuvor, weil man begann, die Frage zu stellen, ob es da noch etwas zu suchen gibt, also ob man eine solche Einrichtung, die eine große und wichtige internationale Reputation hat, über 300 Mitarbeiter, noch braucht, ob es nicht preiswerter geht. Das Ende dieser Diskussion ist, wie ich finde, glücklicherweise in einem doch sehr breiten Konsens, jedenfalls bei uns in Deutschland, dass der Suchdienst möglicherweise irgendwann seine Arbeit einstellen kann, aber dass aus den persönlichen Daten ein Archiv werden muss, weil es eine Chance ist für Forschung, für all diejenigen, die über ein solches Thema in der ganzen Welt arbeiten, mit den modernsten Mitteln der Digitalisierung bei Dutzenden von Millionen Daten, die verknüpft werden können zu Personen und ihrer Geschichte, weil es richtig bleibt, das zu öffnen und sogar mehr sichtbar zu machen als bisher.

Es ist für uns gründliche, juristisch ausgestattete Menschen aus datenschutzrechtlichen Gründen gar nicht so einfach, aus einer persönlichen Suchdatei ein Archiv zu machen. Aber am Ende wird dies jetzt gelingen. Ich glaube, das ist sehr ähnlich der Diskussion, die Bundespräsident Roman Herzog im Jahr 1996 auslösen wollte mit einer formal eigentlich sehr verspäteten Herbeiführung eines solchen Tages von Erinnerung und Gedenken, an dem zu Beginn eines neuen Jahrhunderts selbstverständlich die Frage aufkommt: Wie lange ist das eigentlich schon her?



Mir ist aufgefallen: Wenn man sich in die Unterlagen auch nur ein wenig vertieft, wenn jemand, der in dieser Region groß geworden ist, auf einmal Karten sieht, handgezeichnet von den alliierten Soldaten, in denen zu Dokumentationszwecken die Todesmärsche, z. B. aus Frankfurt-Sindlingen durch das Kinzigtal bis nach Leipzig, dokumentiert sind, dann kann ich nicht bestreiten, dass, auch wenn ich es mit meinem Lebensalter sehe, das schon weite Geschichte ist. Es ist nicht unmittelbares Erleben. Es ist noch in *meinem* Jahrhundert. Aber ich bin sicher, für meine Kinder und meine Enkel ist das im letzten Jahrhundert. Meine Vorstellung, was wir darüber sagen, was im letzten Jahrhundert war, spricht dafür, dass dabei jeder Krieg, jedes Leid und jede persönliche schicksalhafte Begebenheit eine Form von Anonymität gewinnt, dass man daraus nicht mehr unmittelbar etwas lernen will.

Letztlich ist die Entscheidung des Bundespräsidenten ein Versuch, das zu vermeiden. Das wird eine große Herausforderung sein, weil wir Menschen auch die Fähigkeit des Vergessens als einen Schutz benutzen und deshalb nicht generell ausschalten. Insofern müssen wir etwas aus der Normalität unseres Lebens versuchen immer wieder ein Stück herauszuhalten, als Erfahrung und Mahnung wachzuhalten, und das wird nicht einfach sein.

Herr Landtagspräsident, deshalb glaube ich nach wie vor, dass die Initiative auch von Ihnen, eine solche Veranstaltung in den Mittelpunkt der politischen Arbeit zu einer bestimmten Zeit zu stellen, richtig ist. Ich finde es einen zukunftsweisenden Gedanken, dass wir das nicht nur aus der Sicht eines Historikers beleuchten. Denn wenn das in diesem Jahrhundert einen Sinn haben soll, dann muss das Rückholen der Emotionen, der Verantwortung, auch dessen, was mit Schuld zu tun hat, kombiniert werden mit der Verantwortung dafür, dass unter heutigen Bedingungen Antworten gefunden werden müssen, die völlig anders sind, in einer neu geordneten und vernetzten Welt Vergleichbares nicht denkbar machen und vieles, was nicht vergleichbar und trotzdem schauerlich ist, echt.

Das werden wir nie ganz schaffen, sondern wir werden dabei immer wieder Angriffe und Herausforderungen haben. Deshalb: Wenn der Tag nicht irgendwann lästig werden soll – über das Maß hinaus, in dem er lästig sein will –, aber wenn er nicht nur noch ein Ritual sein soll, dann muss er beginnen, Brücken zu schlagen zwischen der Erfahrung und der Gestaltungsherausforderung. Das geschieht noch nicht oft. Wer sol-

che Veranstaltungen des Öfteren sieht, besucht oder selbst verantwortet, weiß das. Es ist einfacher, es im letzten Jahrhundert zu belassen. Aber es ist richtig, es in dieses Jahrhundert zu holen – mit allen Chancen und Risiken auch der Auseinandersetzung, der neuen Interpretation, des Streits, der darüber entstehen kann, selbstverständlich. Aber ich glaube, das ist unsere Verantwortung: auszuprobieren, ob das geht, ob wir das schaffen, ob wir es vielleicht auch schon schaffen, so darüber zu diskutieren. Aber dann hätte ein solcher Abend eine Dimension, indem es nicht eine Stunde ist, die man hier sitzt, weil der Bundespräsident es 1996 gesagt und der Landtagspräsident es geglaubt hat, sondern indem es eine Sache ist, die etwas als Signal geben soll für das, was in dem jeweiligen Jahr zu denken ist.

Insofern: Danke, und wir freuen uns auf den Vortrag von Herrn Prof. Müller.

## Gedenkrede

**Prof. Dr. Harald Müller**

*Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung*

Sehr geehrter Herr Neumann, Präsident des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Hessen, Herr Landtagspräsident, Herr Ministerpräsident, geehrte Mitglieder des Hessischen Landtags, geehrte Mitglieder des hessischen Kabinetts, meine Damen und Herren! Wer Yad Vashem besucht, muss weinen.

Auch der Wissenschaftler kann sich dem Gegenstand des heutigen Tages nicht in kühler, objektiver Distanz nähern. Ich bin gerade so alt wie diese erste erfolgreiche und robuste Demokratie auf deutschem Boden. Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust war für mich eine der bestimmenden lebensgeschichtlichen Größen seit früher Jugend. Sie hat nie aufgehört.

Die Fünfzigerjahre habe ich als eine prekäre Idylle erlebt. Meine Bewusstseinsbildung war geprägt von den Erzählungen der Erwachsenen über die Schrecken des Krieges und die Schwere der Niederlage. Dass da noch etwas anderes war, das ließ sich ahnen. Von jüdischen Freunden war da die Rede, die nicht mehr waren, und es schwangen Bedrückung und Trauer mit, wenn die Rede – selten – darauf kam. Aber einen Holocaustdiskurs gab es, wie in der Gesellschaft, auch in der Familie nicht. Die Scham, so vermute ich, war zu groß. Letztlich waren es Heroen der tätigen Erinnerung wie Fritz Bauer oder Eugen Kogon, die die bundesdeutsche Öffentlichkeit gegen alle Vertuschungsversuche und Anfeindungen dazu nötigten, den von Deutschen begangenen Verbrechen ins Auge zu sehen.

Die Thematik brach durch den Frankfurter Auschwitz-Prozess wie ein Keulenschlag in die Idylle ein und beendete sie ein für alle Mal. Die dokumentierte Monstrosität des Geschehenen, das die Geschichte meines Vaterlands für alle Zeiten trüben wird, ließ ein Wegsehen nicht mehr zu. Ich hatte das Privileg, in meiner Schulklasse mit Micha Brumlik aufzuwachsen, dem Sohn einer dem Holocaust entronnenen jüdischen Familie, die sich trotz allem entschlossen hatte, es wieder mit Deutschland zu versuchen. Micha sorgte dafür, dass meine Mitschüler und ich uns mit der Vergangenheit wirklich und nicht nur oberflächlich auseinandersetzten. Dafür bin ich ihm bis heute dankbar.

Die Erkenntnis, dass meine geliebten Eltern auch als bloß Duldende irgendwie Teilchen des Räderwerks gewesen sein mussten, welches das Schreckliche hervorgebracht hatte, dass auch ihr Leben, wie Adorno formuliert hat, kein gutes im Schlechten sein konnte, war zutiefst bestürzend. Selbst niemals in die gleiche Lage zu kommen, ergab sich als zwingender Imperativ. Das „Nie wieder“, welches spätestens seit den späten Sechzigerjahren zentrales deutsches Bekenntnis wurde, war ein verzweifelt entschlossener Schrei, bis heute tief in die Seele eingebrennt. Erst durch den Kniefall Willy Brandts vor dem Mahnmal im Warschauer Getto und Richard von Weizsäckers bahnbrechende Rede am 8. Mai 1985 habe ich Frieden mit meinem Land finden können. Bundespräsident von Weizsäcker sprach aus, was ich schon so lange Zeit empfand: Der 8. Mai war ein Tag der Trauer, aber eben auch der Tag der Befreiung.

Waren zunächst Bestürzung und Scham über das Geschehene die Leitperspektive, so kam mit den Jahren ein Weiteres hinzu. Dieses andere Gefühl lässt sich mit der Wirkung beschreiben, welche die sogenannten Gedenksteine in Frankfurt auf mich nehmen. Das sind Metallwürfel, die vor denjenigen Häusern ins Pflaster eingelassen sind, in denen Menschen gewohnt haben, die im Nationalsozialismus umgebracht wurden und deren Namen in diese Metallsteine eingraviert sind. Das Gefühl, welches die Begegnung mit den Gedenksteinen vermittelt, ist das eines verzweifelt bitteren Verlustes. Es ist ja nicht so, als wären die Juden in Frankfurt etwas anderes gewesen als Deutsche. Die Deutschen haben sich mit dem massenhaften Töten selbst ein Stück aus ihrer Seele geschnitten, haben sich selbst einen unwiederbringlichen Verlust zugefügt.

Eben darum ist die Wiedergeburt jüdischen deutschen Lebens ein unvermutbares Glück, eine Kostbarkeit, die es zu hegen gilt. Darum stellt die Bereitschaft der Deutschen jüdischen Glaubens, es noch einmal mit diesem durch die Untat gebrandmarkten Land zu wagen, ein Geschenk an Deutschland dar, das verpflichtet. Was wäre die deutsche politische Kultur heute ohne Persönlichkeiten wie Ralph Giordano, Daniel Cohn-Bendit, Dan Diner, Walter Homolka, Michel Friedman, Michael Wolfssohn, Marcel Reich-Ranicki oder meinen schon erwähnten Klassenkameraden Micha Brumlik, um stellvertretend nur einige zu nennen? Was wäre sie ohne das Wirken des Zentralrats der Juden in Deutschland, diese kräftige, oft unbequeme Stimme im politischen Diskurs? Diese Stimme ist deswegen so unverzichtbar, weil sie aus einem

feinen Sensorium kommt, das sich mit größerem Gespür als jene, die nicht die Nachkommen der Opfer sind, auf Anzeichen richtet, die verraten, dass wieder Keime des Bösen gelegt werden.

Gerade in diesem Zusammenhang muss man sehr genau hinhören, wenn aus dem Zentralrat Kritik an Handlungen des Papstes deutscher Herkunft kommt. Gänzlich abwegig ist es, diese Kritik als „Hassausbrüche jenseits aller Vernunft“ abzuqualifizieren, wie es ein hoher kirchlicher Würdenträger getan hat. Natürlich wünscht Papst Benedikt XVI. die Aussöhnung mit den Juden. Sein Besuch in der Synagoge von Rom vor Kurzem und die bewegenden Worte, die er dort gefunden hat, sprechen für sich. Aber es ist eben so, dass es eine ungebrochene heile Tradition auch in der katholischen Kirche nicht gibt. Denn ihre Tradition enthält wie die der evangelischen – man denke nur an den unleugbaren Antisemitismus Martin Luthers – über Jahrhunderte die Diffamierung der Juden. Aus diesem Grund hat Papst Johannes Paul II. vor zehn Jahren den Mut gefunden, die Verantwortung der Kirche für die an den Juden begangenen Sünden zu übernehmen, und bat am 26. März 2000 im Gebet an der Klagemauer um Verzeihung.

Beispielhaft handelte die Bundeskanzlerin, als sie nach der Rehabilitation des Holocaustleugners Williamson ein deutliches Wort an die Adresse Roms richtete. Nicht nachvollziehbar war es für mich – das sage ich gerade an diesem Gedenktage in aller Klarheit –, dass sie ausgerechnet für diese unvermeidliche und richtige Äußerung aus manchen Kreisen im Lande kritisiert wurde.

Meine Damen und Herren, es gilt, sich des Bösen zu erinnern, das in der eigenen Geschichte aufgestiegen ist, und aus der immer noch irritierenden, immer wieder neu gestellten Frage, wie es dazu in Deutschland kommen konnte, die Kraft zu gewinnen, um die Wiederkehr dieses Bösen zu verhindern. Das ist der Irrtum jener, die einen „Schlussstrich“ ziehen wollten: Die historische Schuld kann nicht vergehen. Wie Otto Schily einmal in einer unvergesslichen Bundestagsrede gesagt hat: „Das Blut lässt sich nicht abwaschen.“ Die Schuld bleibt unvergänglich; entscheidend ist indes, wie wir mit ihr umgehen. Erinnerung ist ja keine passive Angelegenheit. Sie ist eine Rückschau, die auch dem Schlimmsten nicht ausweicht. Sie ist zugleich Anfang einer Praxis, die die richtigen Lehren aus dem Erinnern zieht.

Das Verhältnis von Erinnern und Praxis ist der Schlüssel für die Abwehr des Bösen. Nach 1945 hat die Bundesrepublik erst zögerlich, mit

und nach dem Auschwitz-Prozess mit größerem Nachdruck den Blick auf die Schuld der Deutschen gerichtet. Vieles war bei dieser Aufarbeitung des nationalen Verbrechens unzulänglich, viel ist unterblieben, zu viele Täter durften bis zu ihrem Tode ein behagliches Leben führen – sichtbares Signum einer beschränkten Arbeit an der Schuld. Aber immerhin: Es gab diese Arbeit. Wie wichtig sie war, sehen wir an all jenen unseren Nachbarn, bei denen Antisemitismus und Kollaboration Teil der nationalen Geschichte waren, aber durch das Abladen des Schuldanteils auf dem Primärtäter Deutschland zu viel an Arbeit an der eigenen Schuld unterblieb. Denn dort zeigt sich Rechtsextremismus stärker und hoffähiger als hier im Lande. Und auch bei uns selbst sind Folgen unterbliebener Schuldarbeit zu spüren: Wo der kommunistische Unrechtsstaat sich selbst zum Nachfolger des antifaschistischen Widerstands ernannte und alle Schuld auf den bundesdeutschen Kapitalismus abschob, ist nach seinem Verschwinden der Rechtsextremismus deutlich stärker als im Westen.

Der internationale Vergleich offenbart, wie fehlgeleitet der in Deutschland häufig geäußerte Wunsch nach „Normalität“ ist. Was ist denn normaler, als sich mit der eigenen Schuld auseinanderzusetzen, um Lehren daraus zu ziehen? Jede „normale“ Nation sollte das tun, die in ihrer Vergangenheit mit Kolonialismus, Sklaverei, Rassismus, Antisemitismus zu tun hatte. Verdrängen ist keine Normalität, sondern ein psychopathologischer Defekt. Und wenn im historischen Gepäck ein singuläres Verbrechen mitgeführt wird, wie im Falle Deutschlands, so ist es normal, die Schuldarbeit mit ganz besonderem Engagement zu betreiben.

Meine Damen und Herren, es besteht daher die Notwendigkeit, sich ständig und auf immer anzustrengen, um den Wieder-Anfängen zu wehren. Denn täuschen wir uns nicht: Der heutige politische Rechtsextremismus in Deutschland, so ernst wir ihn seiner Gewaltbereitschaft wegen nehmen und so energisch wir ihn bekämpfen müssen, ist bislang noch eher die Karikatur der Gefahr als die Gefahr selbst. Die liegt woanders, und ein Schlüsselbegriff der großen jüdischen Philosophin und Gesellschaftstheoretikerin Hannah Arendt weist uns darauf hin.

Hannah Arendt hat aus ihrer Beobachtung des Eichmann-Prozesses in Jerusalem den Begriff der „Banalität des Bösen“ entwickelt. Sie meinte damit, dass die Monstrosität der Taten von Adolf Eichmann sich nicht aus seiner Persönlichkeit ablesen ließ. Eichmann wirkte vor Gericht als ein mittelmäßiger, eher spießiger Normalmensch, der nichts-

destoweniger führende Verantwortung für den historisch einzigartigen Massenmord trug. Arendts Hinweis auf die „Banalität des Bösen“ ist missverstanden worden, so als wollte sie die Ungeheuerlichkeit des Geschehenen verharmlosen. Aber es ging ihr gerade ums Gegenteil: Sie wollte kenntlich machen, dass der scheinbaren Normalität nicht zu trauen ist. Denn sie widersteht nicht dem Bösen. Es schleicht sich in das Denken und in die Handlungen der Menschen ein. Es greift um sich und wächst, wie ein Krebs, dessen erste Zellbildungen dem Zugriff des körpereigenen Immunsystems entgehen. Es nimmt überhand und beherrscht am Ende Gesellschaft und Staat. Dabei ist das Böse natürlich keine überpersönliche Macht. Es handelt nicht selbst – Menschen handeln, welche das Böse denken und tun, erst in kleinem Maßstab und dann in immer größerem. Moshe Zuckermann hat es so formuliert, „dass das Monströse zwar nicht nur, aber eben auch im Normalen (bzw. in dem, was der Common Sense für normal erachtet) angelegt ist; dass im Alltäglichen das Potenzial perennierender Barbarei schlummert; vor allem aber, dass, wenn dem so ist, das Grauen tendenziell überall möglich ist“.

Hannah Arendts Konzept ist in der empirischen Holocaustforschung bestätigt worden. Nicht erst Daniel Goldhagen, sondern schon Christopher Browning hat gezeigt, wie der Antisemitismus und auch die Mittäterschaft in das Alltagshandeln unzähliger Deutscher verwoben waren. Lea Rosh hat in einer Miniaturstudie in einer kleinen ländlichen Gemeinde in Württemberg den unheilvollen Pfad illustriert, der dahin führt. Anlässlich des Besuchs einer jüdischen Vertriebenen aus dem Dorf hat sie die Rückkehrerin und die dagebliebenen Dorfbewohner interviewt. Es stellte sich heraus: Die meisten wussten, was mit den jüdischen Bürgern geschehen sollte. Niemand hat geholfen. Die Emigrantin erinnerte sich, dass die Frage, die bei ihrer erzwungenen Flucht an sie gestellt wurde, die nach dem Tafelsilber ihrer Familie war. „Die Juden, das waren doch die anderen“, äußerte ein Dorfbewohner. Da sieht man ihn, den Pfad in die Banalität des Bösen: Ein bisschen Exklusion, ein bisschen Vorurteil, ein bisschen Feigheit, ein bisschen Gier – schon ist der Weg zur alltäglichen Mittäterschaft betreten. Wir alle sind gefährdet, das Böse einzulassen; das Böse schleicht auf leisen Sohlen.

Meine Damen und Herren, diese Warnung gilt für uns alle, sie gilt auch für unsere politischen Parteien. Warum hat es einer quälenden Debatte und eines Machtworts der Parteivorsitzenden bedurft, bis Martin Hohmann 2003 nach seiner unsäglichem Äußerung über Israel

als „Tätervolk“ aus der Bundestagsfraktion der CDU ausgeschlossen war, und warum stimmten 44 Fraktionsmitglieder dem Beschluss nicht zu? Wie konnte es sein, dass die antiisraelischen Tiraden eines Klaus Möller vor sieben Jahren nicht unmittelbar von der Parteiführung der FDP sanktioniert wurden, sondern er sogar noch längere Zeit die Solidarität seiner Partei erfuhr? Wieso fuhr die SPD-Führung dem prominenten Parteimitglied Klaus von Dohnanyi nicht in die Parade, als der sich in der Walser-Bubis-Debatte gegen Bubis stellte? Was veranlasste einen sozialdemokratischen Verteidigungs- und einen grünen Außenminister 1999 zu einer völlig unangebrachten Gleichsetzung der Geschehnisse im Kosovo mit Auschwitz? Arno Lustiger, der Überlebende von Auschwitz, der früher bei dieser Gelegenheit gesprochen hat, hat das sogar eine „neue Art der Auschwitz-Lüge“ genannt, weil es sich um „die Leugnung der Einmaligkeit des Verbrechens und des mit Auschwitz verbundenen Zivilisationsbruchs“ handele, um eine „Funktionalisierung und Instrumentalisierung von Auschwitz für andere Zwecke“. In den Reihen der Linken schließlich findet sich heute noch viel von dem dumpfen Antiisraelismus, mit dem die DDR den fortgesetzten Antisemitismus in der Bevölkerung, den sie durch angemessene Schuldarbeit nicht bekämpfen wollte, aufzufangen suchte. Keine der im Bundestag oder im Hessischen Landtag vertretenen Parteien ist antisemitisch – aber tun sie genug für die Erinnerungskultur? Ich stelle nur die Frage, die Antworten müssen andere geben. Bitte verstehen Sie das nicht als eine überparteiliche Provokation. Aber wann, wenn nicht an diesem Gedenktag, sollen wir miteinander Klartext reden?

Die Parteien sind auch in ihrer Beziehung zur Wählerschaft gefordert. Eine Umfrage aus dem Jahr 2006 zeigt, dass 62 % der Deutschen gerne einen „Schlussstrich“ unter die Vergangenheit ziehen würden. Das Grundgesetz erlegt den Parteien nicht nur auf, den Wählerwillen umzusetzen, sondern schreibt ihnen auch eine wesentliche Aufgabe in der politischen Willensbildung zu. Im Kampf für die Erinnerungskultur bleibt hier für alle noch viel Arbeit.

Die Anfälligkeit, im Alltagshandeln das Falsche zu tun, habe auch ich erfahren. 2008 veranstaltete mein Institut eine Konferenz, auf der ein iranischer Vertreter den Holocaust infrage stellte. Anstatt der Äußerung in aller Schärfe entgegenzutreten, ließ man sie so stehen. Auf die berechtigte scharfe Kritik hin beschränkten wir uns nicht auf die fällige Entschuldigung, sondern wir machten es zur ausdrücklichen Pflicht aller Institutsangehörigen, der Leugnung der Naziverbrechen entgegen-



genzutreten, wo immer sie geäußert wird. Das war eine Lehre für uns. Auch ein Friedensforschungsinstitut ist nicht dagegen gefeit, durch Gedankenlosigkeit den ersten Schritt auf dem abschüssigen Pfad zu tun. Gedankenlosigkeit aber, so hat Ernst Vollrath festgestellt, ist „ein ganz entscheidendes Moment in der Struktur des Phänomens der Banalität des Bösen“.

Der Keim des Bösen zeigt sich nicht nur im Antisemitismus. Er steckt auch in Ausländerfeindlichkeit und insbesondere in der häufig betriebenen Diffamierung der Moslems. Keiner sage bitte, das habe keine Verbindung mit dem Holocaust, der ja schließlich vor allem die Juden getroffen hat. Denn wir gedenken hier ja aller Opfer des Nationalsozialismus. Der nahm sich zuerst die Oppositionellen vor, Sozialdemokraten, Kommunisten, Mitglieder des Zentrums, dann begann er mit dem organisierten Mord an psychisch Kranken, an Homosexuellen, dann setzten die systematische Ermordung der Sinti und Roma und die fabrikmäßige Ermordung der Juden ein. Auch Polen, sowjetische Zwangsarbeiter wurden Opfer des Mordens.

Ausgrenzung trägt stets die mögliche Saat der Katastrophe in sich. Und wenn die jüdischen Menschen nicht das Ziel der Attacke sind, weil sich die heute übel Gesinnten das – noch – nicht trauen, so gibt es keine Gewähr dafür, dass sie es nicht morgen sein werden. Auch hier ist der Blick auf den existierenden deutschen Rechtsradikalismus lehrreich: Klassischer deutscher Antisemitismus und Hetze gegen Israel mischen sich dort mit virulenter Fremdenfeindlichkeit. Eines kann jederzeit ins andere übergehen. Ignatz Bubis hat das während der Debatte nach Martin Walsers entsetzlicher Schlussstrichrede in der Frankfurter Paulskirche auf den Punkt gebracht. „Es kann nicht sein, dass die Bekämpfung des Rassismus und Antisemitismus sowie der Fremdenfeindlichkeit den Juden überlassen wird, während ein Teil der Gesellschaft sich dadurch eher belästigt fühlt.“ Ihm war es sehr bewusst, dass der Ungeist, der sich heute Asylbewerber, Ausländer, Immigranten, Moslems zum Ziel sucht, derselbe ist wie derjenige, der den Antisemitismus nährt. In jedem, der vom Vorurteil ausgegrenzt und diffamiert wird, steckt das Ebenbild aller übrigen, die bei nächster Gelegenheit ausgegrenzt und diffamiert werden könnten.

In Reaktion auf die moslemfeindliche Minarettabstimmung in unserem Nachbarland Schweiz ist in der deutschen Öffentlichkeit geäußert worden, man müsse die Angst der Leute verstehen. In diesem Aus-

druck von Verständnis verbirgt sich bereits der Ausgangspunkt von Unheil. Denn es gibt im Umgang mit dem Fremden zwei Reaktionen. Empathische Neugier ist die eine. Sie führt zusammen und sollte daher gestärkt und gefördert werden. Die zweite ist die Furcht. Sie trennt, und sie schließt aus. Auf Furcht folgt Abneigung, auf Abneigung folgt Wut, auf Wut folgt Hass, auf Hass folgt Verbrechen. In dieser Entwicklungskette wird irgendwo die Schwelle zwischen Banalität und Monstrosität überschritten. Aus der Banalität wächst das radikal Böse. Es ist für jede Demokratie lebenswichtig, den Anfängen zu wehren.

Die Walser-Bubis-Debatte, auf die wir heute aus zwölfjährigem Abstand zurückschauen, war ein Warnsignal dafür, dass die Schularbeit in unserem Land nicht hinreichend betrieben worden ist. Martin Walser entpuppte sich als lautstarker Schlussstrichzieher. Wie konnte es geschehen, dass ihm die Zuhörerschaft in der Paulskirche eine stehende Ovation darbrachte, während Ignatz Bubis verloren, aber mutig sitzen blieb? Wie konnte es sein, dass niemand aus der politischen Führung des Landes ihm beisprang, Hans-Jochen Vogel, der damals schon ältere Staatsmann, ausgenommen, als Rudolf Augstein und andere gemeinsam mit Walser Bubis angriffen, und zwar gerade aus der Perspektive jenes von der Holocaustforschung aufgedeckten „sekundären Antisemitismus“, dem zufolge die Deutschen den Juden Auschwitz nie verzeihen werden? Die Emigration des toten Ignatz Bubis zu seiner letzten Ruhestätte in Israel ist ein schwerer moralischer Verlust für Deutschland, der wehtut.

Meine Damen und Herren, wer Yad Vashem betritt, muss weinen. Wer die Düsternis der Gedenkstätte verlässt, tritt indes in ein Land blühenden jüdischen Lebens ein. Ich habe diese glückhafte Erfahrung im vergangenen Herbst als Gastdozent an der Hebrew University in Jerusalem machen dürfen. Sie ist ein Ansporn, sich der Arbeit an der Schuld mit dem Blick nach vorne zu widmen.

Denn auch das deutsch-israelische Verhältnis gemahnt an die fortgesetzte Notwendigkeit, gegenüber der Banalität des Bösen wachsam zu sein. Es ist das Verdienst Konrad Adenauers, in den Fünfzigerjahren gegen erhebliches Missfallen der Nachkriegsgesellschaft die enge Beziehung zu der jungen Demokratie Israel gesucht zu haben. Adenauer näherte sich Israel mit dem angemessenen Grad von Demut. Ihm war bewusst – was viele seiner Landsleute verdrängten –, welche Schuld die Bitte um politische Beziehungen belastete und welche Überwindung

es die neuen Partner kosten musste, dieser Bitte nachzugeben. Seither ist zwischen beiden Ländern ein besonderes Verhältnis gewachsen, das in vieler Hinsicht über herkömmliche zwischenstaatliche Beziehungen hinausgeht. Die gemeinsame Kabinettsitzung der letzten Woche hat das deutlich demonstriert.

Die Beziehung ist also einerseits gefestigt und andererseits doch schwierig. Denn der Staat Israel ist wie alle Staaten in der Lage, unrecht zu tun. Er tut einzelnen Palästinensern, die nicht in den Terror verstrickt sind, und er tut dem palästinensischen Volk als Ganzem unrecht. Das ist kritikwürdig, und, wie eine Umfrage des „Spiegel“ unter Knesset-Abgeordneten aus dem letzten Jahr gezeigt hat, ist solche Kritik von deutscher Seite bei den Freunden sogar erwünscht, weil sie als hilfreich gilt. Tatsächlich ist eine Kritik, der es um Menschenrechte geht, gerade aus dem Motiv geboten, das unsere Solidarität mit Israel begründet: der Unteilbarkeit der Würde aller Menschen. Es muss indes klar sein, dass dies eine Kritik an Freunden ist mit dem Ziel, diesen Freunden in der Not beizustehen. Und hier zeigt sich in der deutschen Israel-Debatte allzu oft der Schatten der Banalität des Bösen.

Während des Gazakrieges wurde in zahlreichen öffentlichen Äußerungen wieder die selbst entlastende Denkfigur laut, „die sind auch nicht besser“, mit welcher der zeitgenössische Antisemitismus rechtsverletzende Erscheinungen israelischer Gegenwehr gegen Angriffe mit Auschwitz gleichsetzt. Zwischen der letztlich durch deutsche Untaten erzeugten, gelegentlich unmenschlichen Härte der Selbstbehauptung des bedrohten israelischen Staates und dem systematischen, industriell betriebenen Massenmord an Millionen Unschuldigen, wie sie das Deutsche Reich praktizierte, gibt es jedoch überhaupt keine Ebene des Vergleichs.

Eine weitere Fehlhaltung gegenüber Israel zeigt sich in der Lobpreisung israelkritischer Studien israelischer oder jüdischer Autoren hierzulande. Das Lob, das Avraham Burgs kürzlich erschienenen Buch über das Holocausttrauma hierzulande erhielt, war zweischneidig; nach Burgs These richtet die ständige Zitierung des Holocausttraumas bleibenden Schaden an der jüdischen, besonders der israelischen Identität an. Aber es kann doch nicht das Geschäft der Enkel der Täter sein, den Enkeln der Opfer zu raten, die Bedeutung der Shoa für ihre Identität zu mindern. Diese Frage ist einzig und allein die Sache der Nachkommen der Opfer selbst. Und selbst wenn sie sich dazu entschlossen, würde

das unsere eigene Pflicht, die Erinnerungsarbeit fortzusetzen, nicht um einen Deut ändern. Denn das Gebot des „Nie wieder“ bleibt in jedem Fall bestehen.

Es geht also nicht an, die Kritik an Israel zur Selbstentlastung zu funktionalisieren. Das bleibt eine kategorische Grenze der Kritik. Die andere Grenze liegt dort, wo das Überleben Israels infrage steht.

Meine Damen und Herren, einer solchen Lage gehen wir augenblicklich entgegen. Die Regierung des Iran, der selbst erklärter Feind Israels ist, bewegt sich beharrlich auf die Kernwaffenoption zu. Präsident Ahmadinedschad ist Anhänger des Mahdismus, einer Sekte innerhalb der Zwölferschia, welche die Endauseinandersetzung vor der Wiederkunft des zwölften, verborgenen Imam anstrebt. Dessen Weg führt, wie schon Ayatollah Khomeini sagte, über Jerusalem. Die Äußerungen Ahmadinedschads, der den Holocaust leugnet und der das Existenzrecht Israels bestreitet, entspringen also nicht lediglich innenpolitischem Machterhaltungskalkül, sondern wurzeln in einem fanatischen Glauben. Kann man sich darüber wundern, wenn die über so viele Fragen heftig streitende israelische Gesellschaft in einer Hinsicht völlig einig ist: dass dieser existenziellen Gefahr begegnet werden muss?

Iran hat zahlreiche Kompromissangebote ausgeschlagen, verweigert sich auch Versuchen minimalster Vertrauensbildung. Und doch ist Deutschland nach wie vor sein zweitgrößter Handelspartner in Europa, führen wir in Milliardenhöhe Güter in dieses Land aus. Aber es kann und darf doch nicht sein, dass wir ein Land stärker machen, dessen Führung erklärtermaßen der Todfeind Israels ist.

„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, diesen furchtbaren Satz hat der deutsch-jüdische Dichter Paul Celan in den Mittelpunkt seines Auschwitz-Gedichts „Todesfuge“ gestellt. Im 21. Jahrhundert darf der Tod nicht ein Exportweltmeister aus Deutschland sein. Ich appelliere an die Bundesregierung und an den Deutschen Bundestag: Ergänzen Sie das Außenwirtschaftsgesetz durch eine Bestimmung, die die Ausfuhr in Länder, deren Regierung den Holocaust leugnet und das Existenzrecht Israels verneint, kategorisch verbietet, und tun Sie das unabhängig davon, was andere Exportländer tun.

Und ein Weiteres hoffe ich: dass, wenn es zum Schlimmsten kommt und die einmal mehr alleingelassenen Israelis glauben, angesichts der wachsenden Drohung aus den iranischen Nuklearanlagen das Schick-

sal in die eigenen Hände nehmen zu müssen, im erwartbaren Verdammungsschor der Scheinheiligen keine deutsche Stimme zu hören sein wird.

Meine Damen und Herren, wir haben in Deutschland nach 1945 erhebliche Anstrengungen unternommen, um die Wiederkehr des Bösen zu verhindern. Aber viel ist niemals genug. Die Arbeit an der eigenen Schuld hört nie auf, denn die Gefahr bleibt bestehen, immer und überall. Dies ist kein Grund zur Resignation oder zum Zynismus, sondern zum zuversichtlichen und tatkräftigen Einsatz im eigenen Alltagsleben, in Gesellschaft und Politik, den Keim des Bösen zu erkennen, wo er sich zeigt, und ihm wirksam entgegenzutreten.

Daher sollen am Ende dieser Gedenkrede Worte des Dichters Günter Eich stehen, der einstmals in die NSDAP eintreten wollte und den die Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld, auch der eigenen als Wehrmachtssoldat, nie losgelassen hat:

„Wacht darüber, dass eure Herzen nicht leer sind,  
wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird!  
Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus Eurem Munde  
nicht erwartet!  
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“

(Abschließend spielt Ofra Yitzhaki „Rozhinkes mit Mandlen“,  
jiddisches Wiegenlied von Abraham Goldfaden.)



Gedenkveranstaltung  
aus Anlass des 70. Jahrestags  
der Reichspogromnacht 1938  
am 10. November 2008  
im Hessischen Landtag





## **Begrüßung**

### **Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags*

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Lange, verehrte Gäste aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens in Hessen, verehrte Damen und Herren Abgeordnete des Hessischen Landtags, meine Damen und Herren! Das Gedenken an Ereignisse aus unserer Vergangenheit ist unerlässlich, damit diese Ereignisse nicht in Vergessenheit geraten. Dies gilt insbesondere für die schrecklichen Vorkommnisse, die tiefe Spuren in unserer Geschichte hinterlassen haben.

Frau Staatsministerin a. D. und Vizepräsidentin des Hessischen Landtags a. D. Ruth Wagner, der Vorsitzenden der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, übermittele ich meinen ausdrücklichen Gruß und Dank für ihre Bereitschaft, heute eine Ansprache zu halten.

Meinen Gruß und meinen Dank übermittele ich auch Herrn Moritz Neumann, dem Vorsitzenden des Landesverbands Jüdischer Gemeinden in Hessen, der ebenso wie der Herr Ministerpräsident zu uns sprechen wird.

Vor 70 Jahren erfolgte der nationalsozialistische Überfall auf jüdische Synagogen, Geschäfte und Einrichtungen sowie auf die jüdische Bevölkerung in unserem Land. Jährlich – also nicht nur in diesem Jahr wegen des besonderen Datums – finden in Hessen und in Deutschland insgesamt Gedenkveranstaltungen zur Reichspogromnacht statt. Die Ereignisse begannen am 7. November 1938 und erreichten in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 ihren traurigen Höhepunkt. Nach heutigem Verständnis stellt die Reichspogromnacht die Überführung der Ausgrenzung und Diskriminierung der Juden in eine systematische Verfolgung dar. Das Hitler-Regime offenbarte, eigentlich für alle Welt unmissverständlich sichtbar, sein abscheuliches Gesicht und seine Absicht.

Die Ergebnisse jener Nacht vor 70 Jahren sind erschütternd: Hunderte Synagogen wurden niedergebrannt, Tausende jüdische Häuser, Wohnungen und Geschäfte wurden zerstört, Wertgegenstände und

Bilder wurden sinnlos zertrümmert oder weggenommen. Tausende wurden verletzt, Hunderte von Menschen fanden den Tod, und über 20.000 jüdische Mitbürger wurden verhaftet und in Konzentrationslager gebracht. Die Reichspogromnacht war ein Ereignis, mit dem die nationalsozialistische Diktatur eindeutig demonstrierte, dass sie sich über die Würde der Menschen hinwegsetzt und bereit ist, den Deckmantel der Rechtsstaatlichkeit gänzlich abzulegen.

In den letzten 70 Jahren haben wir die Lehren aus den Geschehnissen des 9. November 1938, den Ereignissen danach und davor sowie aus der systematischen Judenvernichtung gezogen. Das Ergebnis ist ein demokratischer Rechtsstaat, der die Gleichheit aller Bürger gewährleistet. Heute ist es uns möglich, friedlich miteinander zu leben und ein diesem Gesellschaftsgefüge widersprechendes Verhalten zu verurteilen.

Trotzdem – ich weiß um diese Tatsache – gibt es in Deutschland immer wieder Personen und Gruppen, die entweder nicht die notwendige Sensibilität zum Erkennen des Antisemitismus besitzen oder gar offen antisemitisch sind. Dass es beispielsweise notwendig ist, jüdische Gethäuser unter Polizeischutz zu stellen, ist die traurige und logische Folge. Der Antisemitismus – das wissen wir – versucht in der heutigen Zeit zumeist, verdeckt aufzutreten. Diese Erscheinungsformen sind umso gefährlicher einzustufen, als man ihren tatsächlichen Umfang nur schwer einzuschätzen vermag. Es ist also wichtig, dass wir heute der schrecklichen Ereignisse vom 9. November 1938 erneut gedenken.

Dieses Gedenken soll uns als Mahnung dienen, allen, die sich gegen rechtsstaatliche und demokratische Prinzipien und Richtungen wenden, entschlossen entgegenzuwirken und das zu unterbinden. Dabei sind es eben die Ereignisse vom November 1938, die uns lehren sollen, Zivilcourage zu zeigen und auch nur annähernd Vergleichbares nie wieder zuzulassen. Dies ist unser gemeinsamer Auftrag. Die Würde und die Gleichheit aller Menschen sind tief in unserer Verfassung verwurzelt und müssen daher uneingeschränkt und für jeden gelten.

Ich bedanke mich bei Ihnen allen, dass Sie der Einladung zu der heutigen Feierstunde gefolgt sind, bei all denen, die heute zu uns sprechen werden, und bei Herrn Stephan Breith, dem 1. Solo-Cellisten des Hessischen Staatstheaters Wiesbaden, für seine musikalische Begleitung.

Meine Damen und Herren, ich darf nun den Vorsitzenden des Landesverbands Jüdischer Gemeinden in Hessen, Herrn Moritz Neumann, um sein Wort bitten. Bitte schön.

## Grußworte

### Moritz Neumann

*Vorsitzender des Landesverbands Jüdischer Gemeinden in Hessen*

Herr Landtagspräsident, Herr Ministerpräsident, sehr geehrte Damen und Herren! Über dem Haupteingang der Darmstädter Synagoge – der Stadt, in der ich zu Hause bin – steht in Stein gemeißelt ein Satz voller Hoffnung: „Möge dieses Haus ein Haus des Gebets sein für alle Völker.“

Derselbe Satz stand über dem Hauptportal der liberalen Synagoge in der Darmstädter Friedrichstraße, jenem Gotteshaus, das gestern vor 70 Jahren in Schutt und Asche gelegt wurde und bis auf die Grundmauern niedergebrannt ist. Damals hat sich die Hoffnung nicht erfüllt. Die weithin sichtbaren Worte hatten einst ein Ausdruck von Öffnung und Offenheit sein sollen, von Überzeugung und Bereitschaft, als Bürger unter Bürgern zu leben, als Gleiche unter Gleichen, als Deutsche unter Deutschen. Es war bloß ein Traum: einer, der unter Schmerzen zerstob, in einem Ozean von Blut und Tränen ertränkt und in Gaskammern endgültig erstickt wurde.

Warum um alles in der Welt und nach allem, was den Juden Europas von Deutschen und ihren Helfershelfern angetan wurde, steht dieser Satz dann auch an jener Synagoge, die vor 20 Jahren – also auf den Tag genau 50 Jahre nach der Zerstörung jüdischer Gotteshäuser – feierlich geweiht wurde? Er steht dort, weil Juden, anders als gelegentlich behauptet, nicht in der Vergangenheit leben. Wir erinnern uns der Vergangenheit. Wir stellen uns der Vergangenheit. Wir lernen aus der Vergangenheit – vielleicht bereitwilliger als andere. Aber wir leben sehr bewusst im Hier und Jetzt und denken dabei stets an die Zukunft, vor allem an die Zukunft unserer Kinder. Wir sind mitunter besonders aufmerksam, weil wir in vielen Jahrhunderten haben lernen müssen, was Menschen anderen Menschen anzutun imstande sind, und weil wir unsere Kinder davor schützen wollen.

Menschen können grausam, böse und brutal sein. Sie können einander schlimmste körperliche und seelische Qualen zufügen. Aber was mag Menschen veranlasst haben, sich gezielt in allen Teilen des Landes an Gotteshäusern zu vergreifen? Was mag in den Köpfen passiert sein, dass vermeintliche Biedermänner so schnell zu Brandstiftern wurden? Gotteshäuser sind Orte des Friedens und der Friedfertigkeit,

von den Wirkungsstätten sogenannter Hassprediger einmal abgesehen. Wenn Friedfertigkeit aber das gemeinsame Merkmal ist, was ist dann die besondere Heldenhaftigkeit derjenigen, die sich im Bewusstsein eigener Übergröße an den Symbolen des Glaubens an den einen und einzigen Gott vergreifen?

Es gibt viele Erklärungsversuche. Meistens beginnen sie mit dem Jahr 1933, so, als wäre es eine einleuchtende Erklärung, darauf hinzuweisen, dass im Verlauf von gerade einmal fünfeinhalb Jahren – von Januar 1933 bis November 1938 – ein Volk lernt und verinnerlicht, sich von den Werten der Humanität, der Ethik und der Moral zu verabschieden.

Judenhass gab es quer durch alle Jahrhunderte und quer durch alle Nationen. Was wir aus der mittelalterlichen Anschuldigung kennen, dass die Juden die Brunnen vergiften; aus Martin Luthers Judenhetze und seinem getreulichen Rat, die Synagogen anzuzünden; aus den im zaristischen Russland in die Welt gesetzten sogenannten „Protokollen der Weisen von Zion“ – all dies finden wir auch heute noch und wieder. Ein beliebiger Griff zu Tageszeitungen aus Kairo, Damaskus oder Teheran reicht aus, um das zu zeigen. Es reicht aber auch ein Gang über die Frankfurter Buchmesse. Er reicht, um angesichts der respektablen Auswahl an antisemitischen Hetzschriften arabischer und türkischer Herkunft Abscheu und Übelkeit zu verursachen. Nur empört sich darüber kaum jemand.

Allerdings – das ist bei aller Böswilligkeit und aller Feindseligkeit nicht zu vergessen –: So perfekt wie im nationalsozialistischen Deutschland ist noch kein Kreuzzug gegen irgendwelche anderen organisiert und umgesetzt worden. Ein Drittel der jüdischen Weltbevölkerung wurde im Namen der Deutschen ermordet. 1,5 Millionen davon waren Kinder. Trotzdem kamen wieder Juden nach Deutschland. Trotzdem wurden wieder jüdische Gemeinden gegründet. Trotzdem wurden wieder Synagogen gebaut. Wieso nur? Wieso ein zweites Leben ausgerechnet in Deutschland?

Für manchen mag gegolten haben, was Ralph Giordano von sich gesagt hat: Ich bin angenagelt an dieses Land. – Für andere, jene vor allem, die während der zurückliegenden zwei Jahrzehnte kamen, waren es Hoffnung, Zuversicht und Optimismus, die sie Deutschland als Zielort eines neuen Lebens wählen ließen. Deutschland dankt es ihnen mit offenen Armen und mit spürbarer Hilfe – bis vor ein paar Jahren zumindest.

Seit 2005 ist es nämlich mit der Zuwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion vorbei. Der deutsche Gesetzgeber hat es mit den Stimmen der Länder so beschlossen. Das Boot ist offenbar voll, und mehr als 150.000 Juden scheinen im Land der 80 Millionen nicht zu verkraften zu sein. Schade, denn die Zuwanderung tut uns gut – uns, den jüdischen Gemeinden –, und sie ist ohne Frage zum Nutzen Deutschlands. Die jüdische Zuwanderung birgt ein beträchtliches Potenzial an kultureller und wissenschaftlicher Stärke. Außerdem sollte es sich ein Land, das den Holocaust hervorgebracht hat, nicht leisten, Juden draußen vor der Tür zu lassen. – Ich danke Ihnen.

## **Roland Koch**

*Hessischer Ministerpräsident*

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrte Frau Kollegin Wagner, Herr Neumann, meine sehr verehrten Damen und Herren! In jedes Volk und seine Geschichte brennen sich bestimmte Daten wie ein Teil des genetischen Codes ein, ohne die man die Entwicklung und das Heute nicht erklären kann und ohne die es keinen Sinn ergibt, die Zukunft gestalten zu wollen.

Der 9. November ist ein solcher Tag in der deutschen Geschichte, und der 9. November 1938 ist ein besonderer Tag in einer wohl zufälligen, aber uns auch immer wieder ein Stück weit nachdenklich machenden Kette der 9. November unserer Geschichte. Wenn wir über diesen Tag sprechen, wenn wir nach diesen 70 Jahren richtigerweise hier zusammenkommen, müssen uns unterschiedliche Sachen beschäftigen. Da sind zunächst Trauer und Scham und das Wissen um die Verantwortung für all das, was mit dem 9. November und den brennenden Synagogen ein äußerlich sichtbares Zeichen, ein fassbares Symbol gefunden hat – obwohl das Leid nicht innerhalb eines Tages kam und wahrlich nicht nur an diesem Tag existierte, sondern über die Zeit viel schlimmer und tiefer geworden ist.

Ein Volk, das nicht fähig wäre, sich auch dann, wenn es schuld ist, daran zu erinnern, würde sich selbst belügen. Wir müssen uns gelegentlich dazu zwingen, uns das nicht zu erlauben. Deshalb sind dieser Tag und diese Veranstaltung richtig. Aber gerade wenn es um Daten, um den Teil der Geschichte eines Volkes geht, besteht auch die Verpflichtung, sich im Interesse eines im weitesten Sinne pädagogischen Prozesses in einem Volk zu erinnern. Für die Menschen, die in den letzten 50 Jahren geboren sind, die heute selbst Kinder haben, ist all das schon Geschichte, nicht selbst erlebt. Für die Menschen, die in den letzten 15 Jahren geboren sind und heute in unsere Schulen gehen, ist das eine Geschichte des letzten Jahrhunderts. Wir müssen aufpassen, dass daraus nicht nur einige Seiten in einem Geschichtsbuch werden und nicht mehr. Dann würde nämlich das, was zum genetischen Code eines Volkes und seiner Geschichte gehört, zu einer beliebigen Sequenz und nicht zu einem prägenden Ereignis.

Es ist nicht selbstverständlich, dass wir das erreichen. Es fällt uns nicht immer leicht, darüber zu sprechen, und es fällt Jüngeren nicht

immer leicht, zuzuhören. Deswegen bleibt es eine Aufgabe, auf das Unvergleichliche, auf das Dramatische hinzuweisen. Aber es bleibt auch eine Aufgabe, sich mit der Geschichte zu beschäftigen, danach zu forschen, wie es dazu kommen konnte – Herr Neumann hat das angesprochen –, und darauf hinzuweisen, dass niemand auf der Welt jemals das Recht haben darf, zu denken, weil es so schrecklich gewesen sei, könne es sich niemals wiederholen. Vielmehr muss man wissen, dass es eine Verantwortung gibt, dafür zu sorgen, dass es sich nicht wiederholt. Aber es gibt keinen selbstverständlichen Anspruch, dass es sich nicht wiederholen kann.

Zwischen diesen Aussagen liegt vielleicht in unserer augenblicklichen Situation in der Bundesrepublik Deutschland noch eine überschaubare Spannung. Auf die Welt übertragen liegen darin eine große Spannung und eine große Herausforderung, die den 15-Jährigen, die jetzt zur Schule gehen und das vielleicht als ein paar Seiten im Geschichtsbuch betrachten, bewusst werden muss; denn es kann sein, dass sie dafür Opfer bringen müssen, dass es nicht passiert, und es wird auf jeden Fall ihre Verpflichtung sein, dafür zu sorgen, dass ihre Kinder es erfahren.

Es gibt, zuletzt, einen weiteren Aspekt, der uns über all die Zeit hinweg in einer besonderen Weise berühren darf. Es geht nicht nur um Trauer und Scham sowie um die Pflicht zur Erinnerung und zur Wachsamkeit, sondern es ist auch eine glückliche Beschreibung der Chancen für eine wieder entstehende Hoffnung. Das ist richtig gesagt: Die jüdischen Gemeinden sind gewachsen – in der Zahl, aber auch, was den Bau und die sozialen Institutionen betrifft.

Salomon Korn hat diesem Land den für uns in Hessen sicherlich immer zentralen Satz „Der, der ein Haus baut, will auch bleiben“ als Geschenk mit auf den Weg gegeben – ein Geschenk das von den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern gelebt wird. Es wird von ihnen und durchaus auch von vielen anderen gelebt, die unter der Verfolgung während dieser Zeit gelitten haben: Sinti und Roma, Behinderte. Alle anderen haben eine Erfahrung gemacht, die sie herausfordert. Aber ein Volk wie das jüdische, das mit seinen Symbolen derart im Mittelpunkt steht – so, wie Sie es im Zusammenhang mit der Synagoge beschrieben haben –, hat uns, ohne dass wir es verdient hätten, etwas zurückgegeben, nämlich die Chance, in einer Gesellschaft ein Stück miteinander zu leben.



Das ist nicht problemlos. Das ist heute in einer Gesellschaft normal. Das ist ein Stück der täglichen Debatte darüber, was im Detail richtig und falsch ist. Aber es ist keine Debatte über das Prinzip mehr – nicht nur auf der Seite des deutschen Volkes mit seiner tradierten Weise des christlichen Glaubens. Wo kämen wir hin, wenn es das wäre?

Aber das ist es eben auch nicht in den jüdischen Gemeinden, und das ist etwas Außergewöhnliches. Deshalb muss der 9. November ein Tag bleiben, an dem wir besonders nachdenklich sind. Er muss ein Tag sein, an dem wir uns ein Stück vor unserer Geschichte beugen. Aber er ist auch ein Tag, an dem Menschen lernen können, dass es selbst bei schlimmsten Fehlern immer noch die Hoffnung gibt, dass man mit Anstrengung etwas richten kann. Diese Anstrengung sollte uns auch in Zukunft gemeinsam sein.

# Ansprache

**Ruth Wagner**

*Vizepräsidentin des Hessischen Landtags a. D.*

Verehrter Herr Landtagspräsident, Herr Ministerpräsident, Herr Präsident Lange, verehrte Kollegen und Kolleginnen aus dem Hessischen Landtag, verehrte Gäste! Wir gedenken heute im neuen Haus des Hessischen Landtags des 70. Jahrestags der Reichspogromnacht von 1938. Wir erinnern an Tage und Nächte eines Verbrechens in Deutschland – vor allem auch im heutigen Bundesland Hessen –, das von der NS-Regierung gesteuert, von SA, SS, Gestapo und NSDAP-Mitgliedern durchgeführt, aber auch von großen Teilen der Bevölkerung billigend in Kauf genommen wurde und an dem sich in vielen Orten Deutschlands nicht jüdische Bürger aktiv beteiligt haben.

Die sogenannte Kristallnacht stellt einen Wendepunkt in der Nazi-diktatur dar, durch den die Lebensgrundlage der Juden in Deutschland vernichtet werden sollte. Wolf-Arno Kropat, lange Jahre Leiter des Hauptstaatsarchivs Wiesbaden, ist mit seinen Untersuchungen und Forschungen zu den Pogromen in Hessen und auch in ganz Deutschland zu folgenden Erkenntnissen gelangt:

Auf die brutalen Ausschreitungen während des Pogroms folgte bereits am 12. November die Verordnung über die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben, die die selbstständige wirtschaftliche Existenz der noch in Deutschland lebenden Juden zerstörte. 1939 wurden die deutschen Juden gezwungen, in bestimmten Häusern und Wohnungen zusammenzuziehen und dadurch in einer Art Getto zu leben. Ferner wurden sie zur Zwangsarbeit in Arbeitskolonnen verpflichtet, bis dann seit Herbst 1941 die Deportation in die Konzentrations- und Vernichtungslager im Osten zur Ermordung fast aller noch in Deutschland lebenden Juden führte.

Der Novemberpogrom lief als zentral organisiertes Verbrechen ab, das selbst für die Verhältnisse unter der NS-Diktatur einmalig und ungewöhnlich war. Zwar sind die Gewalttaten, die an diesem Tag gegenüber den deutschen Juden begangen wurden, an Brutalität später noch durch die Euthanasie sowie durch die millionenfachen Massenmorde überboten worden, die durch die

Einsatzgruppen im Osten und in den Vernichtungslagern erfolgten. Aber während diese Taten abgeschirmt von der Außenwelt und unter größtmöglicher Geheimhaltung durchgeführt wurden, fand die Zerstörung der Synagogen, der jüdischen Geschäfte und Wohnungen am 10. November größtenteils am helllichten Tag in Anwesenheit von Hunderten, ja oft Tausenden von Menschen statt.

Kropat weist darauf hin, dass sich diese Erkenntnisse auf Akten von Verwaltungs- und Parteistellen, aber auch auf Gerichtsurteile stützen, die zwischen 1946 und 1954 in etwa 200 Verfahren gesprochen wurden. „Die Aussagen der unmittelbaren Zeitgenossen waren widersprüchlich“, so Kropat 1997 in seiner Geschichte dieses Phänomens in Hessen, aber auch in ganz Deutschland, „einerseits wegen der zeitlichen Distanz, andererseits geschahen sie unter Verteidigungs- oder Entlastungsstrategien.“

In diesen Tagen ist eine Edition von 365 Augenzeugenberichten erschienen, herausgegeben von Raphael Gross, dem Leiter des Jüdischen Museums in Frankfurt. Sie wurden in dem von Alfred Wiener begründeten „Jewish Central Information Office“ in Amsterdam gesammelt und werden heute in London aufbewahrt. Darin finden sich zeitnahe, unmittelbare Aussagen. Aber auch sie sind widersprüchlich. Ein in diesen Dokumenten als „Rein-Arier“ bezeichneter Sprachlehrer aus Frankfurt wird so zitiert:

Befragt, wie die Aktion auf die nicht jüdische Bevölkerung wirkt, gibt er an, dass der größte Teil völlig uninteressiert zuschaut. Ein kleiner Teil freut sich, dass endlich aufgeräumt wird, ein noch kleinerer Teil schämt sich. Zu offenem Protest scheine es nicht gekommen zu sein.

Anlass der brutalen Ausschreitungen war die Ermordung des Legationssekretärs Ernst vom Rath durch den 17-jährigen Herschel Grünspan am 7. November 1938 in der Deutschen Botschaft in Paris. Er war Sohn jüdischer Eltern aus Polen, die in Deutschland lebten und aufgrund einer durch die eigene Regierung erfolgten Begrenzung ihres Aufenthalts nach Polen zurückkehren mussten, um nicht ausgebürgert und anschließend aus Deutschland ausgewiesen zu werden.

Dem kam die NS-Regierung zuvor, indem sie durch Heinrich Himmler, den Reichsführer der SS, die Verhaftung Tausender polnischer

Staatsbürger befahl und sie in Eisenbahnwaggons und Viehwagen zur polnischen Grenze transportieren ließ. Da sich die dortige Regierung weigerte, die Ausgewiesenen in Polen aufzunehmen, landeten diese Elenden im Niemandsland an der deutsch-polnischen Grenze und kampierten dort unter den schlimmsten Bedingungen. Aus Verzweiflung über das Schicksal seiner Eltern beging der junge Herschel Grünsplan das Attentat auf den deutschen Botschaftsangehörigen in Paris, der daran drei Tage später verstarb.

Nach dem Boykott jüdischer Geschäfte im Jahre 1933 und den Bücherverbrennungen von 1935 diente dieses Attentat nun als Anlass für eine brutale Terroraktion, wie man sie bis dahin nicht kannte. Am 8. November schrieb der „Völkische Beobachter“, das Zentralorgan der NSDAP:

Es ist klar, dass das deutsche Volk aus dieser Tat seine Folgerungen ziehen wird. Es ist ein unmöglicher Zustand, dass in unseren Grenzen Hunderttausende von Juden noch ganze Ladenstraßen beherrschen, Vergnügungsstätten bevölkern und als „ausländische“ Hausbesitzer das Geld deutscher Mieter einstecken, während ihre Rassegenossen draußen zum Krieg gegen Deutschland auffordern und deutsche Beamte niederschießen.

Auffällig ist, dass bereits am 7. November in Kurhessen, aus der Sicht heutiger Historiker aufgrund von Absprachen der regionalen SS, der Kasseler SA und Gestapo sowie vor allem von SS-Gruppen aus Arolsen, schwere Ausschreitungen vonstatten gingen. In Kassel, Felsberg, Grebenstein, Witzenhausen, Rotenburg, Melsungen, Hersfeld, Kirchhain und anderen kleinen Orten wurden Synagogen zerstört, Kultgegenstände und Möbel demoliert und schließlich schon an diesem Tag in Brand gesetzt. Schulen und Geschäfte wurden geplündert und zerstört, jüdische Bürger aus ihren Wohnungen vertrieben.

Bereits Jahre vorher gab es nicht nur in Hessen, sondern in ganz Deutschland Übergriffe auf jüdische Gotteshäuser. Aber dass in Hessen an einem Abend und in mehreren Orten gleichzeitig die totale Zerstörung all dessen, was Juden gehörte und was ihnen heilig war, begann, das war ein beispielloser Terrorakt. So konnte denn auch Goebbels am nächsten Tag in seiner Erinnerungsrede an den gescheiterten Putschversuch von 1923 in München die Aktionen in Hessen und auch in Magdeburg und Umgebung lobend als Demonstrationen der Volksgenossen

gegen Juden erwähnen und als Beispiel für spontane Aktionen, denen man nicht entgegenzutreten sollte, empfehlen.

Gauleiter, Gaupropagandaleiter SA-Führer, SS und Gestapo instruierten nach dieser Rede noch während der Nacht im gesamten Reich die örtlichen Stellen, wie die Aktionen durchzuführen seien. Ich zitiere die Meldung des Brigadeführers der SA-Brigade 50 (Starkenbourg):

Am 11. November 1938 meldet der Brigadeführer der SA-Brigade 50 (Starkenbourg) an die SA-Gruppe in Mannheim: Am 10. November 1938 3.00 Uhr erreichte mich folgender Befehl:

„Auf Befehl des Gruppenführers sind sofort innerhalb der Brigade 50 sämtliche Synagogen zu sprengen oder in Brand zu setzen. Nebenhäuser, die von arischer Bevölkerung bewohnt werden, dürfen nicht beschädigt werden. Die Aktion ist in Zivil auszuführen. Meutereien oder Plünderungen sind zu unterbinden. Vollzugsmeldung bis 8.30 Uhr an Brigadeführer oder Dienststelle.“

Die Standartenführer wurden von mir sofort alarmiert und genauestens instruiert und mit dem Vollzug sofort begonnen. Ich melde hiermit, es wurden zerstört im Bereich der Standarte 115

1. Synagoge in Darmstadt, Bleichstraße – durch Brand zerstört
2. Synagoge in Darmstadt, Fuchsstraße – durch Brand zerstört
3. Synagoge in Ober-Ramstadt – Innenraum und Einrichtung zertrümmert
4. Synagoge in Gräfenhausen – Innenraum und Einrichtung zertrümmert
5. Synagoge in Griesheim – Innenraum und Einrichtung zertrümmert
6. Synagoge in Pfungstadt – Innenraum und Einrichtung zertrümmert
7. Synagoge in Eberstadt – durch Brand zerstört

Es folgen in der Aufzählung der Standarten an der Bergstraße, im heutigen Kreis Offenbach, im Odenwaldkreis und in Groß-Gerau insgesamt 36 Synagogen – allein im heutigen Südhessen –, deren Einrichtungen zerstört oder die in Brand gesetzt bzw., wie in Beerfelden, gesprengt wurden.

Aus einem Urteil des Landgerichts Frankfurt vom 23. April 1953 ergeben sich folgende Erkenntnisse:

Auch in Frankfurt am Main rief die Kreisleitung der NSDAP am Vormittag des 10. Novembers 1938 verschiedene Organisationen und Parteifunktionäre in Zivil auf die Straße, wo sie „Volk spielen“ und Sprechchöre wie „Deutschland, erwache!“ und „Juda, verrecke!“, „Die Juden sind unser Unglück!“ und „Nieder mit Juda!“ erschallen lassen sollten. Zugleich erging an die Polizeiorgane ein Stillhaltebefehl des Reichssicherheitshauptamtes, und „zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit“ wurden bei Geschäftsbeginn alle jüdischen Ladengeschäfte geschlossen.

Im Laufe des Vormittags wälzten sich aufgeputschte Menschenmassen durch die Straßen. Wo sich ein – auch für Ortsunkundige im Zweifel durch die heruntergelassenen Rollläden erkennbares – jüdisches Geschäft befand, entstanden bald Tumulte. Die Menschenmenge drang in diese Geschäfte ein und zerstörte sie in barbarischer Weise. Auch jüdische Wohnungen wurden „gestürmt“, große Sachwerte sinnlos vernichtet und teilweise die Bewohner vertrieben. Sogar vor den Gotteshäusern machte die Menge nicht halt. Die Synagogen wurden erbrochen, ihre Einrichtungen zerstört und meistens auch in Brand gesetzt.

In der Verlautbarung des Nationalsozialistischen Gaudienstes Hessen-Nassau vom 10. November 1938 las sich das ganz anders:

In den frühen Morgenstunden nahm diese Volksbewegung immer größere Umfänge an. Auf den Straßen der Gauhauptstadt Frankfurt strömten Zehntausende zusammen, die gegen Mittag in so unermesslichen Scharen die Straßen füllten, dass der Fahrverkehr nur unter großen Schwierigkeiten aufrechterhalten werden konnte. Die Menschenmassen forderten in ihren Rufen Rache für den jüdischen Meuchelmord in Paris und verlangten in ununterbrochenen Sprechchören die Entfernung der Juden aus Deutschland. Die jüdischen Geschäfte wurden von den Massen der aufs Tiefste erregten Männer und Frauen gestürmt. Trotz der außerordentlich großen Erbitterung, die dem jüdischen Treiben ein für alle Mal Einhalt gebieten wollte, kam es nirgendwo zu Plünderungen. Sämtliche Frankfurter Synagogen fielen der allgemeinen und von allen Bevölkerungsschichten getragenen mitreisenden Demonstration zum Opfer.

In ganz Deutschland wurden in diesen wenigen Tagen etwa 100 jüdische Menschen ermordet; darüber hinaus – das wissen wir nicht – gab es Hunderte von Selbstmorden verzweifelter Menschen. Von den noch in Deutschland lebenden 120.000 jüdischen Männern wurden etwa 30.000 in die drei Konzentrationslager Buchenwald, Dachau und Sachsenhausen verschleppt, um dann von ihren Familien Geld zu erpressen und sie zur Auswanderung zu zwingen.

Mehr als 7.000 jüdische Geschäfte wurden geplündert und alsbald arisiert, und Göring verhängte über die jüdische Bevölkerung die Zahlung von über 1 Milliarde Reichsmark als Sühneleistung. Die Zahl der zerstörten Synagogen im ganzen Reich wurde bis in diese Tage auf etwa 400 geschätzt. Neuere Forschungen aus Anlass dieses Jahrestags, wie die Veröffentlichung von Augenzeugenberichten durch Raphael Gross und Michael Lenarz – beide Jüdisches Museum Frankfurt am Main –, und die mit der Öffnung der Akten des Internationalen Suchdienstes in Arolsen verbundenen Erkenntnisse, die auch das Marburger Staatsarchiv für seine kleine Ausstellung nutzte, die zurzeit gezeigt wird, gehen von ca. 1.400 Gotteshäusern in Deutschland aus.

Die Novemberpogrome waren nach einem Wort von Dan Diner „die Katastrophe vor der Katastrophe“. Es folgten die Ausschaltung aus dem Wirtschaftsleben, die völlige Rechtlosigkeit, die Einrichtung der Gettos und schließlich der staatlich angeordnete und organisierte Mord in den Konzentrationslagern, der das gesamte europäische Judentum, am Ende 6 Millionen Menschen, tötete.

Die mehr als 900-jährige Geschichte der Juden in Hessen wird in den mehr als 400 Gemeinden vor 1933 dokumentiert. Das war, zusammen mit denen im heutigen Land Thüringen und in Rheinhessen, die größte Zahl jüdischer Gemeinden im Deutschen Reich. 1890 gab es in Hessen einschließlich Rheinhessen 492 jüdische Synagogen, genau so viele – das ist eine schöne Dopplung – wie bei der Zerstörung des Zweiten Tempels in Jerusalem im Jahr 70 n. Chr. Diese Zahl ist ein Symbol für die große Bedeutung der jüdischen Gemeinden in Hessen.

In der sogenannten Kristallnacht wurden in unserem Land 40 % der Synagogen zerstört. Viele Gemeinden waren schon davor zum Verkauf gezwungen worden. Von den mehr als 160 Gebäuden, die vor allem in den Landgemeinden wegen der Nähe zu angrenzenden Gebäuden nicht angezündet worden waren und deshalb erhalten geblieben sind, wurde nach 1945 – bevor das Denkmalschutzgesetz galt – nochmals

ein Drittel umgenutzt oder abgerissen. Diese Synagogen waren nicht nur Orte, an denen man sich zum Gottesdienst versammelte, sondern auch Unterrichtsorte für die jüdische Lehre, allgemeine Schule und soziales Zentrum der Diasporagemeinden.

Das Judentum ist zur Zeit Konstantins des Großen in das Gebiet des heutigen Deutschlands gelangt. Wie die römischen Glaubensüberzeugungen – der Mithraskult, der Sonnengotchkult – haben sich auch das Christentum und das Judentum auf deutschem Boden zuerst in den großen Städten Trier, Mainz und Köln verbreitet.

In den größeren und mittleren Städten Hessens, entlang der europäischen Verkehrswege, entstanden jüdische Niederlassungen, Gemeinden und Synagogen ab dem 12. und 13. Jahrhundert. Die Duldung der Juden als Händler und Geldverleiher – wegen des Verbots für Christen, Zinsen zu nehmen – wurde durch landesherrliche, kaiserliche und gar päpstliche „Privilegien“ gewährleistet. Das wandelte sich aber während des gesamten Mittelalters: Zunächst kam es in den religiös begründeten Kreuzzügen zu Pogromen an den „Mördern Christi“; Beschuldigungen, Ritualmorde an Kindern begangen zu haben, und die Suche nach den Schuldigen an den großen Pestepidemien des 14. Jahrhunderts führten zur fast totalen Vernichtung vieler Gemeinden.

Da der Erwerb von Land und die landwirtschaftliche Beteiligung in der Folgezeit verboten waren, blieben die jüdischen Tätigkeiten auf fliegenden Handel, Viehhandel, Hausierertum sowie auf die Verleihung von Waren und Geld – auch für die adligen Höfe – beschränkt.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden sogenannte Hofjuden gebraucht, die den Landesherrn für ihre barocke Hofhaltung, die Armee und die Verwaltung das nötige Geld beschafften.

Trotzdem bleibt festzuhalten, dass die zeitweise oder dauerhafte Duldung und Tolerierung, aber auch die Ausweisung und die Übergriffe durch bäuerliche Bevölkerung oder städtische Handwerker – bei Privilegierung weniger Hoffaktoren – die Lebenswirklichkeit hessischer Juden vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution und den Emanzipationsedikten des frühen 19. Jahrhunderts waren. Demütigung, Unterdrückung einer Minderheit, religiös/theologische Gegnerschaft, wirtschaftlicher Neid und Instrumentalisierung begabter, erfolgreicher und ideenreicher Hofjuden – das sind über Jahrhunderte die Mentalität und



die Handlungsweise der nicht jüdischen Mehrheit in Deutschland, auch in Hessen.

Die Judenemanzipationserlasse der preußischen Regierungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts und ähnliche Gleichstellungsregelungen in den von Napoleon besetzten deutschen Ländern wurden in einzelnen Verfassungen nach 1830 teilweise bestätigt. Erst in der Paulskirche 1848 wurden von einem jüdischen Juristen aus Hamburg, Gabriel Riesser, dem späteren Vizepräsidenten des Parlaments – der völlig vergessen war; in diesem Sommer ist erstmals eine Biografie erschienen –, die bürgerliche Freiheit und Gleichheit für alle Bürger verlangt, entgegen allen bisherigen Ausnahmegesetze für Juden. Auf der Basis der Trennung von staatlichen und religiösen Gesetzen formulierte er die Verfassungsbestimmung, die in ähnlicher Form in die Weimarer Verfassung aufgenommen wurde:

Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuss der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun.

Mit der mehrheitlichen Durchsetzung dieses Verfassungsartikels darf dieser fast vergessene Mann als Vater der rechtlichen Gleichstellung der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens gelten, wie sie in Art. 4 des Grundgesetzes heute garantiert ist.

Die Integration des jüdischen Bürgertums in Deutschland dokumentiert sich vor allem im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, im Neubau zahlreicher Synagogen. Während schon im 19. Jahrhundert in den Landsynagogen die Anpassung an die ländliche Siedlungsweise – häufig sogar Fachwerk – oder an die Baustile von Privathäusern vorherrschte, sind in der Entstehungszeit großer Stadtsynagogen vor allem neuromanische Basiliken gebaut worden. Die Verwendung christlich/deutscher Formen und Stilelemente, vorrangig der Romanik – nicht der Gotik, die den Christen zugeschrieben wurde –, zusammen mit wenigen maurisch/orientalischen Merkmalen galt den Architekten und den jüdischen Gemeinden als Form der Anpassung, als nationaler Identitätsausweis, als Nachweis für Integration.

Die Semper-Synagoge in Dresden war für viele hessische Synagogen beispielgebend, so für Kassel 1839, Fulda 1859, Frankfurt am Main – die alte Synagoge – 1860, Wiesbaden 1869, die liberale Synagoge

in Darmstadt 1873 bis 1976 und die Jugendstilsynagoge der orthodoxen Gemeinde in Darmstadt 1905/06, aber auch für neuere Bauten: in Groß-Gerau, in Fritzlar, in Schlüchtern, in Limburg, in Bingen, in Alsfeld und Kirchheim. Schließlich gilt das auch für die monumentalen Gebäude der Westendsynagoge in Frankfurt, 1910 im Jugendstil errichtet, sowie für die Synagoge in Mainz aus dem Jahr 1912 und für die 1913 in Offenbach gebaute Synagoge, die glücklicherweise erhalten ist.

Das Selbstbewusstsein der Gemeinden der Gründerzeit, dokumentiert in diesen monumentalen Kultgebäuden, basierte auf der Überzeugung vieler jüdischer Bürger, wie sie in der Ansprache des Vorstehers der Offenbacher Gemeinde, Dr. Goldschmidt, bei der Einweihung der neuen Synagoge zum Ausdruck kam:

Wir sind freie Menschen geworden, dürfen erhobenen Hauptes über die Straße gehen, können nach Belieben den Wohnort wählen und sind im Besitz der staatsbürgerlichen Rechte, mag uns auch manches von manchem missgönnt sein oder gar vorenthalten werden. Frei dürfen wir sagen: „Wir haben uns einen Platz an der Sonne erobert, und diesen Platz wollen wir behaupten.“

Das war – ich wiederhole es – 1913 in Offenbach, vor Beginn des Ersten Weltkriegs. Trotz dieser hoffnungsvollen Zukunftseinschätzung setzte im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, gerade in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs im wilhelminischen Kaiserreich, ein hasserfüllter Antisemitismus ein – er bestand trotz vieler jüdischer, mit Auszeichnungen versehener Kriegsteilnehmer am Ersten Weltkrieg –, der in der Weimarer Republik Hitler und seinen Anhängern den Boden bereitete. So rief etwa ab 1880 – das scheint die Erklärung für die Terrorakte bereits am 7. November 1938 zu sein – der Marburger Bibliothekar Otto Böckel eine antisemitische Bewegung ins Leben, die in der wilhelminischen Kaiserzeit mehrere Reichstagsmandate erringen konnte.

In seiner großartigen Rede zum 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkriegs sagte Bundespräsident Richard von Weizsäcker am 8. Mai 1985:

Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen.

Es geht nicht darum, Vergangenheit zu bewältigen. Das kann man gar nicht. Sie lässt sich ja nicht nachträglich ändern oder ungeschehen machen. Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.

Das jüdische Volk erinnert sich und wird sich immer erinnern.

Das Geheimnis der Versöhnung ist Erinnerung.

Die Erinnerungskultur, die wir in diesen Tagen auch in Hessen in vielfacher Ausprägung – in zahlreichen Veranstaltungen, in Begegnungen von überlebenden deutschen Juden und deren Nachkommen mit uns nicht jüdischen Deutschen – erfahren durften, ist eine schmerzhaft, schwierige Prozedur. Dadurch wird nicht nur Vergangenes aufgedeckt, sondern auch Verdrängtes, Verleugnetes aus dem Unterbewusstsein ins Bewusstsein gerufen, und es wird die Frage nach der Schuld und dem eigenen Verhalten gestellt.

Die Restaurierung von Synagogen und Mikwen; die historische Wiederentdeckung von Zeitzeugenberichten; die Empfehlung der Kultusministerkonferenz zum Unterricht in jüdischer Geschichte in ganz Deutschland; die Arbeit der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, die seit 1963 besteht und am Haushalt des Hessischen Landtags angedockt ist; aber auch die strafrechtliche Verfolgung der Täter, die sogenannte Wiedergutmachung und Entschädigung, die Wiederaufbauhilfen für die jüdischen Gemeinden in Hessen sowie die beiden Staatsverträge zwischen dem Land und den Gemeinden sind großartige Leistungen der gesamten Bürgerschaft und des Staates. Sie sind Ausdruck unserer Versöhnungsbereitschaft und der Erinnerung an die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, die im Namen aller Deutschen von Deutschen während der Nazidiktatur misshandelt, gedemütigt, beraubt und ermordet wurden.

Vor einigen Tagen konnte ich das neu aufgebaute Dresden erleben. In der Hofkirche gibt es eine Seitenkapelle mit einer modernen Pietà. Auf dem unzerstörten Barocksockel, auf den diese Pietà gesetzt worden ist, sind zwei Daten eingemeißelt: 30.01.1930 und 13.02.1945. Der 30.01.1930 ist der Tag der Einführung Adolf Hitlers als Reichskanzler, der in einer demokratischen Wahl die Mehrheit der Stimmen der deutschen Staatsbürger erhielt. Der 13.02.1945 ist das Datum der Brand-

nacht in Dresden, in der eine Innenstadt in der Größe von 15.000 ha ausgelöscht wurde und Tausende von Menschen einen schrecklichen Tod starben. Wir sollten uns immer daran erinnern, dass die Brandnächte, die die Deutschen am Ende des Krieges erleiden mussten, ihre Ursache in den von ihnen verursachten Brandnächten im Jahr 1938 und davor hatten.

Deshalb lautet der erste Satz des Art. 1 unseres Grundgesetzes von 1949:

Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Der zweite Satz ist genauso richtig:

Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.

Diese Staatsbindung an das Menschenrecht der individuellen Würde jedes Einzelnen konstituiert unseren demokratischen Rechtsstaat, die Freiheit und die staatsbürgerlichen Rechte jedes Einzelnen, die Gewaltenteilung und letztlich auch die Staatsform der parlamentarischen Demokratie. Sie verpflichtet aber auch jedermann und den Staat, entschiedenen Widerstand gegen Verstöße gegen diesen fundamentalen Grundsatz zu leisten. Diese Überzeugung ist in der Hessischen Verfassung – die jünger ist – in Art. 147 verankert.

Das ist, meine ich, nötig, weil geschätzt wird, dass mittlerweile 25 % der Bevölkerung in der Bundesrepublik für antisemitische Mentalitäten und antisemitisches Gedankengut anfällig sind, weil rechtsextreme Gruppen großen Zulauf haben und weil die Zahl der gewalttätigen Aktionen in den letzten Jahren zugenommen hat.

In den letzten Tagen, in denen die Reflexion über die Vergangenheit, über die Verbrechen von Deutschen an Deutschen, unsere kollektive Erinnerung bestimmt hat, blätterte ich erneut in dem von mir sehr geschätzten Roman von Christa Wolf aus dem Jahr 1983, der ihre persönliche Lebenserfahrung in der DDR mit der Figur der Cassandra, der Prophetin des Untergangs von Troja, verknüpft. Eine der Weisheiten dieser großen deutschen Schriftstellerin lautet:

Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg. Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen. In Ton, in Stein eingraben, überliefern. Was stünde da. Da

stünde, unter anderen Sätzen: „Lasst euch nicht von den Eignen täuschen.“

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

**Norbert Kartmann**

*Präsident des Hessischen Landtags:*

Herzlichen Dank, Frau Wagner. – Meine Damen und Herren, wir hören noch ein Musikstück von Herrn Breith. Bevor das Musikstück beginnt, darf ich Sie bitten, in einer Minute des Gedenkens zu verharren.





ISBN: 978-3-923150-37-3